



Der Reiter im Dom zu Bamberg

Der deutsche Reiter, der nach Osten schaut!

Von Karl Czgodroß

Der Bamberger Reiter, im 1. Viertel des 14. Jahrhunderts geschaffen, gehört zu dem Besten von deutscher Art und Kunst. Steinern stehen Roß und Reiter, das Pferd Kampfbruder des Kriegers, hoch an einem Pfeiler im Bamberger Dom, der sich inmitten des sanftgehügelten fränkischen Landes erhebt. Den Bamberger Dom haben Kaiser Heinrich II. und die Kaiserin Kunigunde gebaut, in ihm ist noch heute auf Schritt und Tritt der Atem der Sachsenkaiser und der Hohenstaufen lebendig für den, der die Denkmäler deutscher Vergangenheit zu deuten weiß. Und mitten in diesen kostbaren Erinnerungen der deutschen Geschichte reitet dieser steinerne Reiter seinen Lichtweg, aus dem Volke herausgehoben, aber getragen von dem Volke, in königlicher Haltung und doch so schlicht und einfach, ein Krieger und doch ohne Waffen, voll verhaltener Kraft, ein Mann, der die Träume und die Abenteuer des eigenen Herzens zu bändigen wußte und so ein Führer werden konnte, ein greifbares Sinnbild dafür, wie damals, vor 600 Jahren, Germanen- und Christentum eins wurden.

Man hat sich vergeblich den Kopf darüber zerbrochen, wen dieser einzigartige Bamberger Reiter darstellen soll. Man hat ohne greifbares Ergebnis danach geforscht, wie der große Meister hieß, der den Reiter schuf. Die Künstler der gotischen Kunst waren bescheiden und anspruchslos; sie gingen ganz auf in ihren großen Ideen und in ihrem Werk. Diese Art wird allerdings die nichtdeutsche Welt ebensowenig im letzten Ende verstehen, wie sie das deutsche Volk nicht versteht, das von ihr so gerne „barbarisch“ gescholten wird, weil ihm der Maßstab fehlt, weil es Unmögliches will, weil es eine alte Ordnung irgendwann plötzlich kühn und neuschöpferisch durchbricht.

Ja, aber was hat der Bamberger Reiter, den wir als Bild diesem unserem Heft voransetzen, mit Oberschlesien zu tun, da doch „Der Oberschlesier“, entsprechend seinen von der Natur gegebenen Aufgaben, immer das Landschaftsgebundene betont, das heraushebt und darstellt, das organisch aus dem obereschlesischen Blut und Boden wächst? Der Bamberger Reiter ist gerade in diesem unserem Oberschlesierhefte am richtigen Plage. Wir erleben in diesen Wochen auch in der deutschen Ostlandpolitik einen großen Umbruch, und mehr als sonst brauchen wir im obereschlesischen Grenzland in solchen Zeiten eines großen Umbruchs und eines neuen Werdens die seelische Aufrichtung von

Binnendeutschland. Wo Altes zerbricht und Neues geboren wird, da sollen gute deutsche Geister über uns wachen und mit uns gehen, da soll u. a. das große deutsche Kunstwerk ein Symbol und ein Wegweiser für unsere schwere Grenzlandarbeit sein.

Darum der Bamberger Reiter! Die Gottesburg in Bamberg war zugleich eine Feste des Deutschtums. Der Bamberger Reiter wurde aufgerichtet in jenem ruhmvollen Zeitalter deutscher Geschichte, da das Reich eine großzügige Ostpolitik betrieb, da weiterhin aus Franken und Thüringen, aus dem gesamten Ostdeutschland Bauern, Bürger und Mönche unter dem Liede „Nach Osten wollen wir reiten“ die Wiedereindeutschung auch unserer schlesischen und ostschlesischen Heimat erkämpften. Aber dieser Kampf war in Schlesiens kein Streit mit dem Schwerte. So, wie der Bamberger Reiter ohne Kriegsrüstung daherkommt, so zogen damals die deutschen Siedler, gerufen von den schlesischen Pfaffen, friedlich und Frieden bringend, nach dem Oderland. Sie nahmen niemandem etwas weg, sondern gaben unserer Landschaft, diesem alten Erbe germanischer Vorfahren, ihr deutsches Gesicht wieder durch ihre Arbeit. Schlesiens wurde dem Deutschtum zurückgewonnen durch die Rodedacke und den Spaten der Siedler.

Waffenlos, aber als Bannerträger der deutschen Ehre, ist auch heute der deutsche Reiter nach dem Osten unterwegs. In Adolf Hitler hat er unserem polnischen Nachbarn freimütig die Hand zur Zusammenarbeit geboten, und unser Nachbar hat ja gesagt.

Es ist nicht unsere Aufgabe, über die neue Staatspolitik im deutschen Osten in diesem Märzheft des „Ostschlesiens“ zu schreiben. Das entspräche nicht den nationalsozialistischen Grundsätzen von der politischen Führerschaft; gehorsam und pflichttreu, wie es der Ostschlesier von Hause aus ist, folgen wir auch hier dem Generalbefehl des deutschen Volkes, unserem Führer Adolf Hitler, ohne Zaudern und Zagen durch dick und dünn.

Die neue Lage stellt aber auch unsere Zeitschrift, was das Kulturelle anbelangt, vor neuenartige und große Aufgaben. Wir wollen es uns einprägen, daß Ostschlesien ja nicht nur deutsches Bollwerk ist, sondern auch deutsche Brücke und Tor. Wir dürfen niemanden, der uns über die Grenzen hinweg die Hand zu wirklich aufrichtiger Zusammenarbeit entgegenstreckt, durch Gleichgültigkeit abstoßen oder gar abweisen.

Wenn diese neuen Aufgaben im Zeichen des Bamberger Reiters in Angriff genommen werden, wenn nicht nur dieser Bamberger Reiter, sondern das ganze deutsche Volk wieder nach Osten schaut und uns Rückendeckung gibt, dann „in Gottes Namen fahren wir!“

Herr, mach uns frei!

Von Wilhelm Pleyer

Eh ihr nicht zu jeder Stund
Euch fragt in Strenge: was tu ich nun,
Was tat ich heute für mein Volk,
Was werd ich dann und morgen tun
Für meine Heimat im Dornenhag?
Und eh ihr nicht schreit die Notlitanei
Herr, mach uns frei!
Herr, mach uns frei!,
Eher ersteht euch kein Tausturm und Tag,
Kein Morgen und Mai.

Und eh ihr euch, sagt ihr nur „Volk“,
Nicht dreimal wärmer atmen spürt,
Und eh ihr nicht Hammer und Feder und Pflug
Und Griffel und Kelle als Schwert er führt
Zu eures Volkes Wehr und Ehr,
Und eh ihr nicht türmet zur Tat den Schrei
Herr, mach uns frei!
Herr, mach uns frei!,
Alsolang ist euer Hoffen leer
Auf Morgen und Mai.

Lauernde Luft aufsteht zum Sturm,
Tropfen wird Welle und drängender Strom,
Aus Staub und Steinen schafftet Volk
Ziegel und Quader zu Turm und Dom.
Herzen! läutet Schlag für Schlag,
Läutet die heilige Notlitanei
Herr, mach uns frei!
Herr, mach uns frei!,
Hände! schafftet mit Gott den Tag:
Morgen und Mai!

Das zweite Gesicht

Von Dr. Leo Roszella

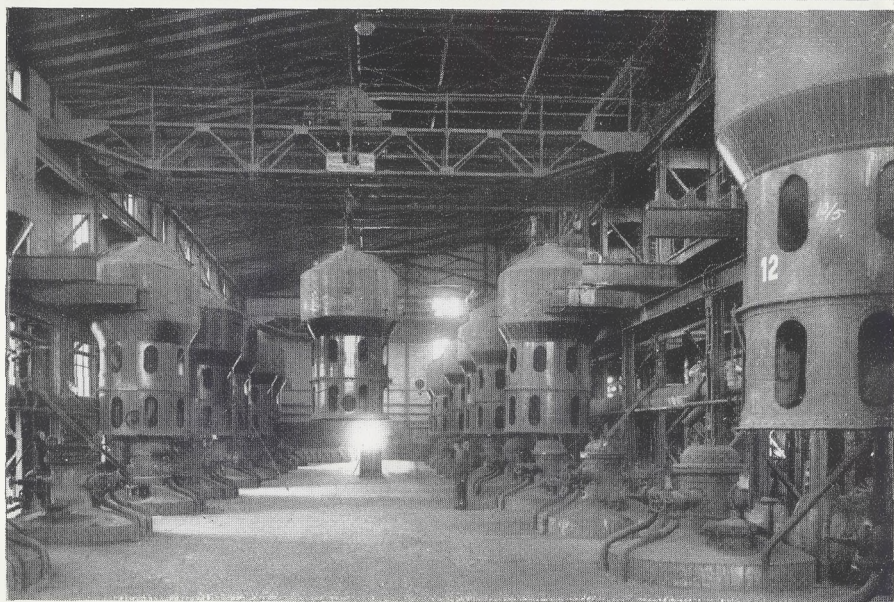
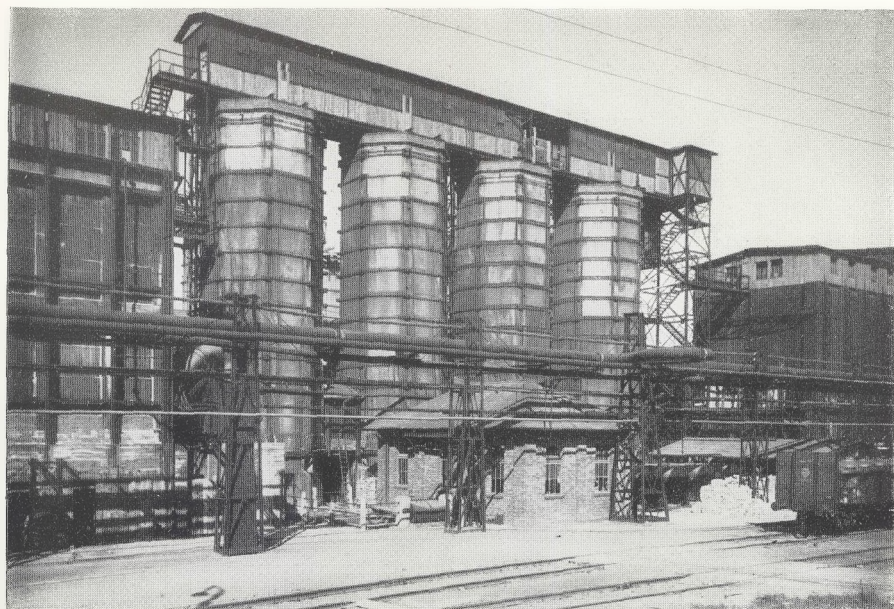
Heute kreist alles um Industrie und Technik. Für den einzelnen ist es sehr oft schwer, ihr im Schönheitsinne Befriedigendes, mit den Augen wahrnehmbare Lichtseiten abzugewinnen. Dort, wo sie vereinzelt auftritt, unter besonders günstigen Bedingungen von Natur und Fortschritt arbeitet und auf kein allzu hohes Alter zurückblickt, vielleicht noch, schwerlich aber im eigentlichen Industriebezirk, ganz gleich wo, in aller Welt. Denn dort sieht der Einheimische und erst recht der Besucher nur die brutal aufgerissene Erde und die aus ihren klaffenden Wunden springenden machtlüfternen Gebilde der verschiedensten Gruben und Hütten. Er sieht in Rauchschwaden, Dunst und Staub gehüllte Häusermeere, zerarbeitete Menschen mit knochigen Händen und gelblichen Gesichtern, unzählige Kinderscharen, denen der in anderen Gegenden selbstverständliche Grad der Lebensfreude zu fehlen scheint. Und wo blühende Gesundheit, Frohsinn und Vornehmheit auftreten, tragen sie naturgemäß den Stempel der Ausnahme. Er sieht nur Gegensätze, Wohlstand und Armut, achtungsgebietende Bauten der Gemeinden und Industrie und rauchgeschwärzte, trübe, dumpfe Mietskasernen. Kein Wunder, daß er in den Riesenschornsteinen, Fördereschächten, Hochöfen, Halben, Martinsöfen, Kranen und allen anderen mehr oder minder klobigen, riesenhaften und gespenstigen Erzeugnissen technischer Phantasie und Zweckmäßigkeit unheimliche Formen der Klaverei sieht, in welche die Natur den Menschen zwang, der sie ursprünglich zu bezwingen gedachte. Kein Wunder, daß er nur das Unschöne, ja Häßliche, nur die Nachteile, das Gesundheitschädliche sieht.

Eine Fahrt durch die Sammelpunkte, ein Gang durch Industrieorte oder -anlagen, und sein Gesicht ist von Staub und Schmutz bedeckt, alle Augenblicke fliegt in seine Augen ein winziges Kohlenteilchen, die Lunge ächzt unter dem Ansturm fremder und oft giftiger Gase und möchte überhaupt nicht mehr atmen.

Er sieht nackte Leiber vor in Weißglut starrenden Hüllenöfen, wütend in Qual aufzischende Eisenblöcke, über die ungeheure Walzen mit ihrem plumpen Leib kriechen. Er hört ein Durcheinander atonaler Töne, eine Symphonie der Mißtöne und Gegensätze, in der des Menschen heifere Stimme wie das von einem Laien bediente Blasinstrument einer primitiven Musikkapelle wirkt und an das Autohupenkonzert einer Großstadtstraße erinnert.

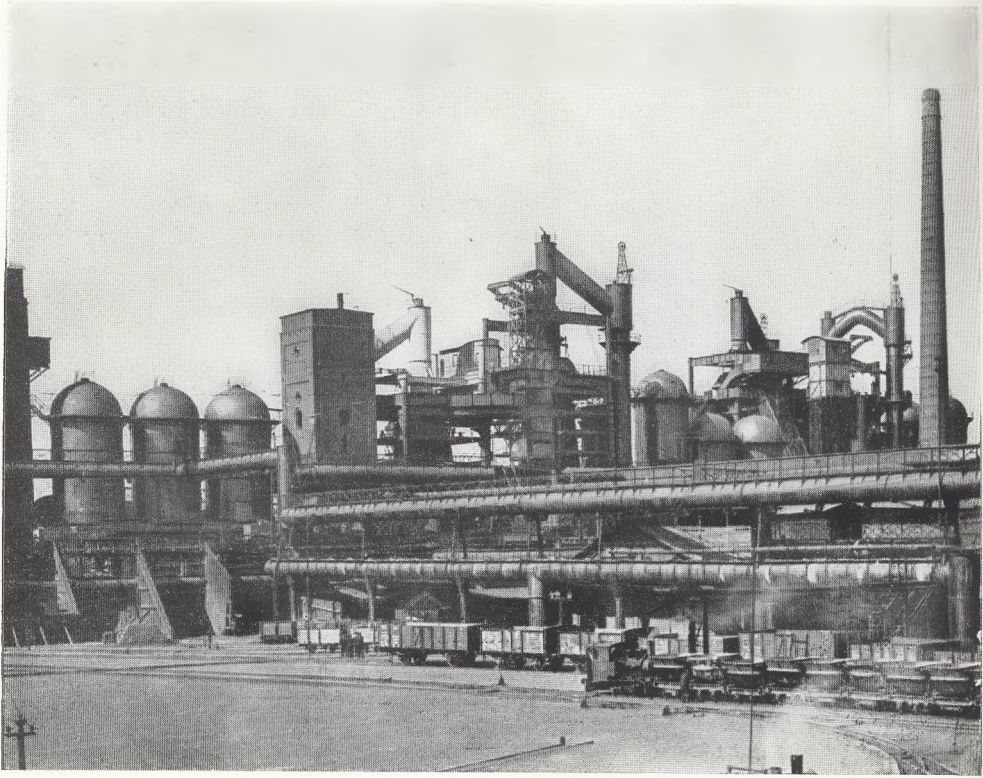
Und dennoch besitzt das alles ein zweites Gesicht, das aber nur dem sichtbar wird, der umstande und willens ist, alles Auge und Ohr Störende fortzudenken, und den Rhythmus der in ihnen trotz allem liegt, zu erlauschen. Daß er vorhanden ist, daß ihre Formen selbst das kritischste Auge des Schönheitsdurstigen befriedigen können, beweist das von Schmutz und Geräuschchaos unbeeinflusste Auge der Kamera.

Nicht zuletzt gehört guter Wille und ein kritisches, geschultes Auge, oft auch räumliche Entfernung, dazu, um selbst in der achtungseinflößenden Reihe der Kondensatoren oder



Chorzów,

Kühltürme für Salpetersäure
Kalkstickstoff-Zerfalls-Anlage zur Gewinnung von Ammoniak



Friedenshütte, Hochofen

verschiedenartigsten Öfen eines Stickstoffwerkes den Rhythmus, der sie beherrscht, zu erkennen. Die Kondensatoren erinnern an ägyptische Pylone und ähnlich kann man mit Ben Alibas „Nichts Neues unter der Sonne“ andere kunstgeschichtliche Gleichnisse entdecken, was immerhin wenigstens soviel beweisen würde, daß auch diesen neuartigen Zweckgebilden innere, künstlerische Schönheit innewohnt, deren Ausstrahlung und Auswirkung jedoch unter Entwicklungsschwächen, unglückseligen Vorbedingungen und dem Drum und Dran von Rauch, Dunst, Staub und Schmutz leidet.

Hat nicht selbst der Blick auf das Chaos von qualmenden Schornsteinen, Hochöfen, eisernen Brücken, Schmelzöfen, Kühltürmen und das Dächergewirr einer Hütte etwas unheimlich Fesselndes, bei aller Fraglichkeit, die sich sogar von verschiedenen Gesichtspunkten aus aufdrängt. Man muß solch ein Bild mehrfach gesehen haben, bei Tage in voller Tätigkeit, an Sonntagen bei fast vollständiger Ruhe, als Silhouette auf dem Hintergrunde flammenden Sonnenuntergangs oder bei Vollmond, und schließlich an nebligen Oktoberabenden, wenn die sich öffnenden Klapptüren der Feuerherde oder Zinköfen den Lichtschein ihrer Gluten hinauspeien und die Nebelschleier zerreißen. Erinnert nicht die Ofenreihe einer Kokerei an Katakombengräber oder ausgegrabene Mauern einer alten Befestigung? Fühlt man sich nicht vor Förderschächten, Kranen, Rippwagen-Aufzügen an die Feingliedrigkeit gotischer Architektur erinnert? Wirken nicht die Riesenröhren der Apparate für Heißluftbildung wie jonische Säulen antiker Tempel? Liegt nicht in der Ofenanlage einer Zinkhütte etwas vom Zauber einer Bahnhofshallen-Konstruktion, deren Feerie erst vollkommen im Farbenspektrum der Feuer und Lichter zum Ausdruck kommt, ähnlich wie das Schiff einer Kirche, wenn durch ihre bunten Glasfenster die Morgen- oder Abendsonne ihre Strahlen zum Gruße sendet.

Auch ein Industriegebiet hat, ganz abgesehen vom Sozial sittlichen und rein Gefühlsmäßigen seine mit den Augen wahrnehmbaren, in der Tat vorhandenen Werte. Selbst für das Gehör: wenn man im Wirrwarr seines Lärms und Getöses, im Donner seiner Hämmer und Walzen den Hymnus der Arbeit, menschlichen Könnens und Strebens herauszuhören imstande ist.

Auch dem an die Maschinen geketteten Arbeiter ist die Skala der Geräusche Musik in den Ohren, denn sie kündigt zum mindesten das eine, große, gewichtige Wort: Brot. Sie ist ihm lieber, als der Gesang „Alle Räder stehen still“, als wenn diese unheimliche Ruhe donnernder als alle Detonationen unter der Erde und aller Höllenlärm über ihr ihm in die Ohren brüllt: Du bist, der du bist. Rad im großen Getriebe der Zeit und deines Volkes Wirtschaft. Hier liegt die Mission deines Lebens. Dein Volk sieht auf dich. Hilfst du ihm, so hilft es dir. Gibst dir Kraft durch Freude und erhältst Freude durch deine Kraft!

Anmerk.: Vergl. die oberschlesischen Industriebilder dieses Heftes.

Erster Frühling

Von Hans Krüger

1. Der Himmel ist hellblau, und die Sonne liegt kalt auf dem breiten Stamm der hochgeästeten Linde, dieser ist grau und grün wie ein zartes weiches Tuch. Am Himmel schweben bläulichweiße, dünne Wolken, und zwischen ihnen ist das kühle Blau wie gedämpft und dunkel und wenn die Sonne hinter ihnen verschimmert, ist die Farbe des Stammes bleich und stumpf, doch leuchtend wie eine matte Seide. Der Himmel ist nun schwarz geworden, nur am Rande ist er fahl und silbern, und wenn die Sonne durchstrahlt, sind alle Bäume, Felder und Wolken wie ein Fest von Glanz und Licht. Die Sonne hängt wie eine weiße Scheibe hinter den rasch fliegenden Wolken, und es ist so, als ob es auf ihr wie von goldenen Strahlen flösse. Das Gras ist lichtgrün und das Moos ganz weich und die Blätter des dunklen Buchses sind hell, wenn der leichte Windhauch hineinfährt, und die Fichten stehen schwarz und feierlich wie der Wachholder, dessen Grün wie bronzten aussieht und doch sanft ist wie Haar. An der Hecke quellen schon gelbe Knospen, sie haben ein Gelb, das schamhaft ist und spröde, wie das Lied der Goldammer auf dem starren, wiegenden Ast der Ulme, sie sitzen gedrängt auf den Spizen der dichten Zweige. Am Holunder keimen die grünen Blätter zart und jung, wie geküßt vom ersten Licht.

Nun ist der Himmel gleichmäßig grau, nur sieht man die kleine kreisrunde Stelle, wo die Sonne flimmert. Der Wind weht rauschend in dem Efeu an dem alten Walnußbaum, die Blätter des Efeus sind wie frisch gewachsen und ihre Form ist ebenmäßig und rein, als wären sie selbst edelste Blumen von dunkelstem Grün. Nur die Knospen der Kastanien glänzen jetzt noch und schimmern leise, es ist kalt geworden, und in den Wipfeln der hohen Bäume hebt ein Brausen an wie von Sturm und eben vergessener weißer Hagelspreu.

Es regnet nun, und die Tropfen sind eisig und Platschen gegen die schwarz gespreizten Äste und Zweige der großen Bäume, die jetzt wieder wie winterlich gefroren und starr aussehen. Der Wind pfeift gegen die noch kahlen Stämme, und die Luft ist trübe und schwer, und der ganze Himmel ist gleichförmig gefärbt.

Doch nein, am Horizont erstrahlt ein warmes Blau und die Wolken teilen sich in dunkle und helle, und manche sind von reinem Lichte durchtränkt. Aber in den Kuppen der Bäume stürmt es weiter, und sie beugen und neigen sich und werden nicht ruhig. Und ob es heftiger regnet, der Himmel wird klarer, und wie Schatten huschen weiße leuchtende Strahlen übers Land, die wieder verschwinden. Nun sind die Wolken voll von überströmendem, blendendem Schimmer, und die schwarzen Wände davor vergehen, und die Sonne flackert hindurch mit strahlend weißem, glühendem Glanze.

2. Nun bricht die erste Sonne durch, sie ist keusch und rein und hat die Farbe wie von weißem Schnee. Die Zweige und Äste der Bäume sind kahl, doch schimmernd von noch ganz verhülltem Golde ihrer Knospen.

Das Rotkehlchen singt zum ersten Male; und seine Töne sind wie Silber und geschliffenes feines Glas, als die Sonne mit verhängten Strahlen durch die Wolken flimmert und die noch starren und grauen Wälder übersprüht und die Saatsfelder in glühendem Grün erstrahlen, als wären die zarten Keime aus feinem, leuchtendem und gesponnenem Metall.

Es fliegen Tauben übers Land, sie haben weiße Flügel, und wenn sie an den Rand der bleifarbenen Wolken stoßen, sind sie glänzend und bligen, und das weite Gelände in seinem fahlen Gewande ist voll von Schimmer und kommender Glut.

Nun sind die kleinen Schneeglöckchen aus der schwarzen, duftenden Erde gesprossen. Sie sind so zart, als wenn man durch eine klare Welle auf den Grund eines Baches schaut. So überirdisch und rein sind sie gewachsen aus dem grauen formlosen Gras, an dem noch die Feuchte des vergangenen Eises und die Nässe des getauten schmutzigen Schnees klebt und haftet.

Der Bussard hängt über den Höhen der Wolken, und die Lerche flimmt ins Blau der Himmel und singt ihr Lied noch zaghaft und scheu in der kühlen und durchsichtigen Luft. Dann ist die Zeit, da die dunklen Tannen heller werden und die Birken weißer, da die Kätzchen der Weide leuchten wie aus grauem Samt und die des Haselstrauches wie hingeschütteter Goldstaub, der in der Sonne schimmert, da die roten Fädelchen der Haselblüten purpurn und dunkel glühen wie ein zartes Feuer. Dann stehen die blauen Blumen in braunem Moos an der Waldquelle, die so rein sind wie ein edler Stein, die Finken singen unaufhörlich in den hellen Buchen, und die schwarzen Amseln spielen wie auf weichen und melodischen Flöten und sitzen auf den obersten Tannenspitzen wie ihre Schwestern, die gesprengelten Drosseln; diese sind jubelnd und stolz und herrisch in ihrem Liede und haben einen Gang, der alle blumenerweckende Stille jäh und trotzig durchbricht.

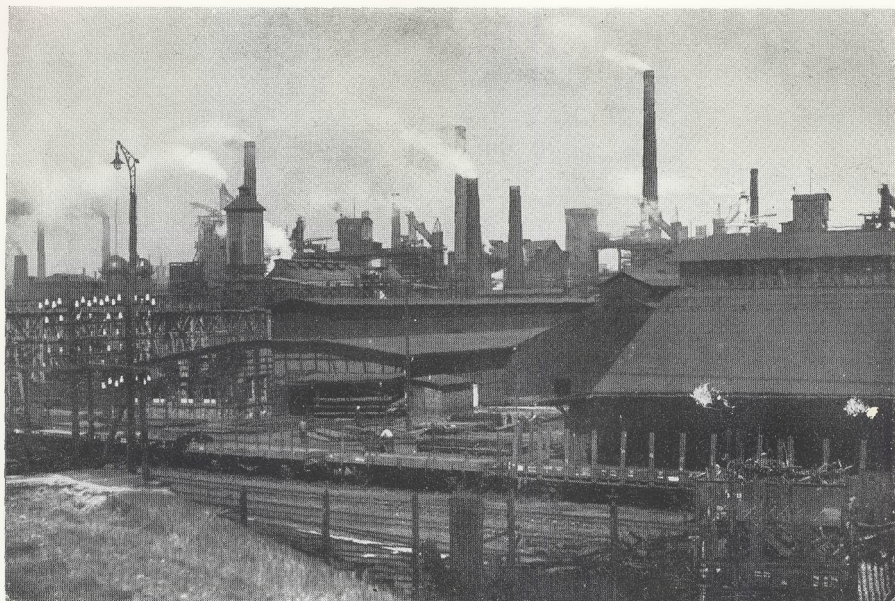
Nun kommt die Dämmerung, noch schläft das Licht nicht, da die Sterne weiß und brennend aufsprießen; die Wolken des herankommenden Abends sind rot und weicher als sonst, während der warme Acker, schwer von Keimen und gewachsenen Körnern, dunkel daliegt. Nun verwehen noch hastig letzte Krähenschwärme, die in die nahen Pappeln einfallen. Auch ihr Laut schlummert ein, ebenso der letzte perlende Gesang eines süß und übermütig verzückten Sängers. Jetzt ist alles stille.

Aus der Legende der Kindheit

Von Friedrich Deml

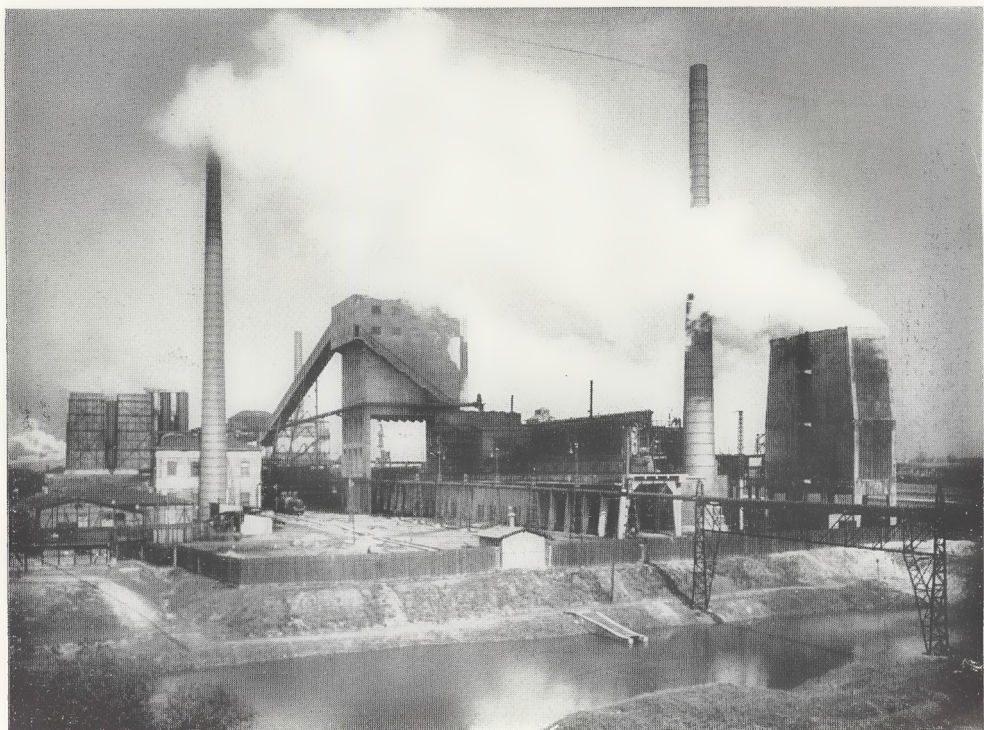
Frühling kam und schlüpfte durch Haselhecken und legte
Grüne Reiser und Schlehdornblüte aufs Bett des Kindes,
Summen ins Ohr und den seidigen Glanz der Himmel ins Haar,
Auf die Stirne das brennende Mal der kämpfenden Sonne.
Und die Eltern wanderten weg an die Hügel des Jura,
Weißes Gebirge, vom Mondlicht krank, voll heißer Steine,
Wetterzerfressener Wände, forellenblitzender Quellen,
Nah bei Bamberg. Dort hob der Knabe das schwere Auge
Nach den Sternen auf, die über Franken wohnen.
Winters kroch die Dämmerung braun durch die Bäume, die graue
Kage schnurrte im Winkel, im Keller knackten die Fässer,
Most und säuerliches Kraut, das Spinnweb zuckte,
Wenn die Kerzenflamme drein sengte, die duftende, schwache.
Doch im gefräßigen Ofen prasselte Scheit um Scheit,
Blondes Buchenholz und Reisig und Tannenzapfen,
Auf dem Dachboden schwigten Zucker die hüßlichen Zwetschgen
Und die grünen Ballen der Birnen, der polternden Apfel
Wurden mählich mürb vom Frost, beim herzhaften Beißen
Um die Zähne schäumend.
So in Bildern und Schmäcken, in Ahnungen wühlte das Jahr sich
In die Sinne des Knaben.
Weihnachts buß die Mutter das süße Brot für den Christbaum,
Zinn- und roch und Harz durch die Stube, des härtigen Kupprecht
Kette schleifte im Flur, sein Sack war gröblich und milde,
Voll der gähnenden Dinge: O heimlich-unheimliche Nächte,
Aufgetan wie ein Schrein! Die fiebernden Hände griffen
In den Reichtum der Sternentaler; die fielen als glänzender
Regen ins Raubreisgeäst des Gartens und steckten als goldne
Hörnchen im Haupte des Schneemanns, als zitternde Pfeile.
Hunde bellten bald nach den Waden der Heiligen Drei Könige,
Die in Weihrauchwolken und singend und bettelnd zogen,
Ihre Nase nach Schinken und Wurst und Früchtebrot schnuppern

Friedrich Deml, Studienassessor in Oppeln, beheimatet in Bamberg in Franken, ist uns ein lieber und geschätzter Mitstreiter im Osten geworden. Wir veröffentlichen hier einen Teil seiner „Legende der Kindheit“, die zwar in Demels Heimat wurzelt, wegen ihres dichterischen Wertes und der lebendigen Verbindung mit dem Heimatkundlichen aber auch ohne weiteres in den „Oberschlesier“ paßt.



Fotografieren Dr. Leo Roszella, Berlin

Die Königshütte
Blei-Scharlen, Erzwascherei



Žuda, Koferei

Ließen und öfters unter der schiefen, blechernen Krone
Ihren Scheitel fragen; es war so feierlich-töricht,
Daß die Gänse im Schuppen den festlichen Schwarm begrüßten,
Mit den Schnäbeln das Gatter beklopfend und schielend-kropfig.
Tier und Mensch war brüderlich nah, aus der Fülle der Schöpfung
Wärme tauschend.

O, die Säule im Nachbarstall, die Klobigen, harten,
Die das Holz aus dem Walde schleiften, blutende Stämme,
Drin die Axt noch stak; das Fell des Scheffen rauchte,
Wenn die Schneekristalle fielen, die Rüster wehte
Floßig, er roch nach Leder und Heu und Gerberlohe,
Funken stapfte sein Huf aus dem granitnen Pflaster.

Den Knaben setzten sie öfters

Auf den Rücken des Riesen,

Lachten und trieben ihn gemächlich zum Brunnen,

Wo er Wurzel faßte mit zottigen Beinen,

Und den gedrungenen Hals zum Troge beugend,

Wählerisch den Schaum und das Laub von der Wasserfläche

Blies. — Da krallte der Reiter sich ängstlich

In die Mähne und tat sehr heldisch,

Bis ein sanfter Trab seine Glieder schaukelnd, die Welt ihm

In der Dünung des Laftes löste.

Also schlürfte er März und April, die mostigen Monde,

Übermütig, von Hefe gärend und Gaft aus der Scholle,

Blitzend in Fensterscheiben. Die sonnigen Pfützen sprangen

Aus dem Graupelgewölk, die Schnäbel der Stare zogen

Silberne Fäden und Flötenlaut aus den flebrigen Knospen.

In den Landstreichergräben zerschmolzen die Wächten des Schnees,

Hügel weideten friedlich und saatenbespickt

Um den Ellerbach; Es brach mit unruhiger Flamme

Grün aus der Furche, der Hase legte

Buntbemalte Eier in samtne Höhlung der Weiden,

Klapper und Ratsche wanderten heiser durch Gassen und Tore,

Die Karwoche verkündend, aus braune Fachwerk klopfend,

Kupferne Ruten streiften den Keil der ziehenden Störche.

Ostern ward: die glühende Zange des göttlichen Schmiedes

Packte das weiche Eisen des Kindes, und leicht auf dem Amboß

Probend, mit seinem Hammer ein tänzelndes Liedchen hämmernnd,

Bog er das junge Metall: Die Welt wurde eckiger, kühler,

Bläulich bligend wie Glockenguß und Wunder verkündend.
Durch die schimmlichen Kirchenfenster huschte die Schwalbe
Aus und ein. Wurmstichige Säulen der Holzkaltäre
Seufzten, wenn der blasse Min'straut das kräftig-beschlagene
Bibelbuch schleppte und, lauschend lateinischen
Worten des Priesters, Antwort murmelte. —

Vor dem Herrn im Gezelt die zwitschernden Glöckchen bediente,
Knisternde Seide des Meßgewands mit kostenden Fingern
Hielt und das Rauchfaß schwang. Er spürte im Kern die heilige
Nähe, den Hauch von Brot und Wein und das Gleichnis
Ewiger Wandlung.

Festlich blühte sein Herz, wenn der weiße Fronleichnam die Gassen
Des verplaudernden Städtchens besuchte, seidige Birke
An den Häuserwänden duftete, Heu auf dem Pflaster,
Sterbender Mohn vom genagelten Schuh der Bauern zerquetscht.
Glocken dröhnten zuhaus, Musik blies feierlich-steif,
Mädchen wimmelten spitzengekräuselt, Teppiche hingen
Aus den Fenstern und Heiligenbilder lobten den Zug,
Der um die Sonnenmonstranz geschart, von Fahnen umknattert,
Von einfältigem Volk umjubelt, von Tor zu Tor floß,
Gleich dem Junigewölck, perlmuttern schillernd und fruchtbar.
Draußen knieten die heidnischen Götter um Bildstock und Eiche.
Und verehrten das Sakrament mit zögerndem Lächeln,
Wuchsen den Burschen ins Fleisch, kobolzten in den Nächten
Durch die Gassen des Kornes, rumpelten in der Truhe,
Mancher verehrte sie noch, die trüben, wuchernden Mächte,
Gab ihnen Dach und Speise und lockte ihren Zauber
Mit verkrümmten Zeichen, mit Wurzeln, Knochen, Kristallen,
Die das Irlicht aufgesogen, den Nebel des Moores,
Oder den starren Blick des Erhängten. Der Knabe hörte
Viele Kunde davon, auch tasteten feuchte Hände
Seine Glieder ab und schnürten Hirn und Brust,
Daß er aufschrie im Traum; die Stimme des Vaters scheuchte
Fledermaus und Kröte und Käuzchen; aber die Toten,
Deren welke Schädel im Beinhaus unter der Kirche
Raschelten und im Nebeltanz des Mondes zuckten,
Waren mächtig und redeten oft in die Stille des Wachstums,
Naschten am formenden Leibe und taten, als wären sie Gäste,
Bis der warme Atem des Schäferhundes, des Freundes,
Ihre Schatten zerdehnte.

Wilder ward nun der Knabe, die Beute des Lebens zu jagen.
 Baute sich Bogen und Pfeil und zähmte Dohlen und zimmerte
 Breites Floß, auf dem schilfigen Weiher zu fischen und segeln;
 Einmal flog er bei dampfender Seeschlacht, von Schaff und Backtrog
 Weggerammt, ins kolbige Rohr, die Kaulquappen hüpfen
 Kalt um seine Haut, er prustete, schlug und heulte,
 Daß ihm die Nase lief und setzte am Ufer die Schlacht fort,
 Mit den Rieseln schmetternd; die Hitze der Wunden weckte
 Lust an Kauferei, an bübischen Abenteuern.
 Aus dem Hohlweg zu brechen, mit dem Eschenspeer
 Glitschige Hänge zu stürmen – die Brombeerranken zerschlugten
 Hose und Strumpf, die Zähne bissen auf knirschenden Lehm,
 Und die Ringer kollerten durch die Brennesselbüsche
 In den Ameisenhaufen! – Die Spiele wechselten trunken,
 Eins ins andere, den sieben Farben des Regenbogens
 Ähnlich, die aus dem feuchten Schacht der Wolken gebrochen,
 Miteinander verschmelzen und leben eines im andern.
 Also flog die heiße Welle durch Sommer und Sonne,
 Brauner, schlanker wurde der Wuchs und härter die Stirne. –
 Zwar die Schule zwang ihn auf knochig-zerschnittne Bänke;
 Seine blecherne Brille pugte der hüftelnde Lehrer
 Und der Rohrstock pfiff; doch vor dem Fenster rauschte
 Der Kastanienbaum, die Fuhrmannspeitsche knallte,
 Aus der ruffigen Schmiede läuteten Eisen und Umboß,
 Und der Küfer polterte hölzern; Auch legte der Kantor
 Öfters die Geige ans Kinn; das Klang noch besser als böhmischer
 Musikanten stopplige Runde
 Oder Zigeunerpankenschlag, um den Tanzbären wandernd.
 Große Geschichten stiegen aus Büchern, fremder und fälter
 Als die Mutter sie wußte, die Namen der Helden und Weisen,
 Aus den Gewittern tauchten sie, mit wehendem Mantel
 Fuhren sie durchs Land und wurden zu Baum und Felsen,
 Tafelten um die bemoosten Tische der Giechburg und sprachen
 In der Zunge der Heimat und prägten ihre Gebärde
 In die Seele: die Zeit schien Traum.
 Sättigung bringt der Herbst, bringt Kirchweih, Hochzeit und Taufe.
 Aus dem Stalle zerrt der Megger das quiekende Gänlein,
 Dickes Blut schießt aus der dampfenden Wunde,
 Pech und Sud erweichen die harten Borsten, die Schwarte
 Schwappt und der hinkende Unhold hantiert mit Därmen und Würzen,

Wühlt nacktarmig im Fleische und stopft den Gasts und den Speck
 In die prallen Schläuche und splittert das Mark aus den Knochen;
 Nahrhaft schwimmt die Brühe im Kessel, die stockigen Fässer
 Ehren die derben Stücke und beizen sie reis für den Rauchfang.
 Morgen brodeln das Schmalz in der Pfanne und spritzt um die Krapfen.
 Auf dem Tanzboden schurren die Paare, die Röcke fliegen,
 Üppig lachen die Mädchen, die Burschen drehn
 Ihren Schnurrbart verwegen und prüfen Messer und Muskel.
 Krummer Fiedler hockt und streicht, pausbackige Bläser
 Sammeln den Tellerpfennig und stopfen ihr Schnupstuch sorglich
 Um den Kragen und schwitzen und saufen aus steinernen Krügen;
 Treppe knarrt und Scheumentor, das Grummet schläfert.
 Rostig schreit der Hahn, die Nacht weht wolfig und träge
 Über den Siebel, die gelben Birnen faulen im Grase.
 Nun ist's gut, mit dem Hirtenstecken das Vieh auf die fahle
 Hutung zu treiben, es riecht nach Milch und Mist und gerbem
 Walnußlaub; die Natter ringelt sich lautlos zusammen,
 Auf der Zunge probt der Knabe den silbergrauen
 Pilz, den Wiesenchampignon und sucht mit gezwillter
 Wunschelrute nach heimlichen Quellen und Aldern des Erzes,
 Blinzelt in heißenden Rauch des Kartoffelfeuers und stockert
 Aus der zähen Glut die dunstend gebratenen Knollen,
 Sieht den Horizont anklaren, die Vogelschwärme
 Durch die Wölbung fließen; die Telegraphendrähte
 Singen, wenn sich der hilflose Schweiß papierener Drachen
 Drein verhängt. — Nun kehrt auch der alte
 Strolch der Schlemmer, ins Städtchen heim, den Hut aufs linke
 Ohr geschoben, er liebt den Schnaps und spuckt gewichtig,
 Wenn er den feisten Gesichtern des Bäckers und Metzgers begegnet.
 Heute torfelt er trällernd die schiefen Zäune entlang,
 Lockt den Gänserich und streckt den Spitzbauch: „He du,
 Blonder Gauner, was gaffst du so — ich bin von weither —
 Draußen ist draußen, da pfeift der Wind und die goldnen Berge
 Wachsen; da drinnen ist's muffig und krank und stinkt nach Ehre,
 Spießerehre weißt du; na, weil es winter, mag es
 Leben das Nest, es gibt die Rachelwärme,
 Feines vergittertes Stübchen mit hölzerner Pritsche, zur Nachspeis
 Schmalzlektabaß, ein würziges Päckchen — na, mag es leben!
 Bis nach Mariä Lichtmess, da prickelt Gasts in die Birken,

Unterm Hintern der Hiesigen freilich wächst Moos und Leder,
 Eine Schwarte, recht für den Sarg und das lange Liegen,
 Wenn sie der Knochenlehrer holt. Das sag ich dir, Junge,
 Daß du kein Hocker wirst; man muß die Leuten versuchen,
 Da bekommt man Respekt vor dem eigenen Mann." Er grinst
 Titel und schlug auf die Brust und säufelte Weinerlich weiter.
 Doch den Knaben führte der Vater am selben Abend
 Auf den Speicher und zeigte ihm durch die Lucke der Ziegeln
 Über die Blöcke der Wälder hinweg das Antlitz der Ferne,
 Eine gezackte Stadt am Himmelstrand, wo auf bleiern
 Säulen Zitronengewölke und Gebälk von Strahlen ruhte,
 Legte die Hand auf den Scheitel, man spürte das Klopfen des Pulses,
 Und sprach ruhig, als höbe er den Vorhang der Zukunft:
 „Dort ist Bamberg, mein Junge, du hörst die Glocken des Domes
 Manchmal dröhnen, der Erzbischof sitzt auf steinernem Stuhle,
 Unterm Baldachin. Dort wohnen die allzureichen
 Herren, die messen die Früchte der Erde in goldene Scheffeln,
 Schütten in ihre Scheunen und lachen und sterben
 Wie wir andern auch; und blanke Maschinen sausen
 In den gläsernen Hallen und finsternes Volk stapft täglich
 Durch die Tore der Arbeitsburgen; wirst früh genug sehn,
 Was das will. — Nun höre, du sollst auf die Hohe Schule,
 Eine bunte Mütze tragen, Latein und Griechisch
 Lernen und viele Weisheit; wie Wasser, Wind und Metalle
 Sich verhalten und der Strom elektrischer Kräfte;
 Alles sollst du erfahren und uns nach Hause tragen,
 Und wir werden stolz sein auf dich. Und wenn dich das Heimweh
 Überkommt, so heiße nur herzlich
 Zu ein Stückchen Schwarzbrot, wir werdens nicht ausgehn lassen,
 Brot und Wurst und Speck, ein Säckchen Apfel und Nüsse;
 Manchmal komm ich dann selbst und sehe zum rechten;
 Also sei ein tapferer Kerl". — Nach diesen Worten
 Schwieg er und hielt den Staunenden höher. Der atmete Kühlung
 Von dem Hügel her und schloß die Augen zögernd;
 Denn sie schmerzten; und eben zerbrach der Blutball der Sonne
 Über der fernern Stadt, die schwankte wie ein Schlachtschiff,
 Von Granaten zerfetzt, und neigte sich langsam zur Seite,
 Ihre Linien schmolzen, die Mauern und Türme barsten;
 Einmal noch hob sie das brennende Haupt durch Wolken und klappte
 wie ein Abgrund auf und fiel in farbige Stücke.

Der Ratsturm zu Neisse

Von Dipl.-Ing. Georg Weisser

Die umfassenden Erneuerungsarbeiten an einem der schönsten Ratstürme Deutschlands stehen unmittelbar bevor und lenken die allgemeine Aufmerksamkeit auf ein Kulturgut, das in seltener Bevorzugung durch das Schicksal seine ursprüngliche Gestalt über 400 Jahre durch alle Stürme der Natur und der Kriege bewahrt hat.

Wie uns die Turmkloppnachrichten¹ melden, ist am 2. Juni 1499 der Turm durch Baumeister Hans Königenstein (nicht Rangenstein oder Romgenstein)² vollendet worden. An dem Sims des alten Eingangs auf der Turmgasse steht die Jahreszahl 1488, woraus sich eine Bauzeit von 11 Jahren ergibt. Der älteste Stadtplan von Neisse aus der Schedelschen Chronik von 1493³ zeigt den Turm in ungefähr halb vollendetem Zustande, ein Beweis für eine ununterbrochene Bauführung. Möglicherweise wird der Baumeister, da ortsfremd, nach seinem Herkunftsort genannt. Es eröffnen sich hierdurch kunstgeschichtliche Beziehungen zu Sachsen, dem damaligen blühenden Mittelpunkt der deutschen Spätgotik.

Der quadratische Unterbau des Turmes besteht an der Sohle aus Granitsteinen mit weit ausladendem Plintengesims und setzt sich als Ziegelrohbau durch 4 Geschosse fort, die durch Gurtgesimse geteilt sind. Die Umfassung ins Achteck erfolgt in 26,5 m Höhe in der Weise, daß sich der Achteckteil zum geviertförmigen ungefähr wie 1 : 1 verhält. Dieses Verhältnis gibt dem Turme im Gegensatz zu den Renaissance-Türmen in Schweidnitz, Patschkau, Jauer und Glogau usw., bei denen der Achteckteil immer kürzer wird, die vielbewunderte Schlantheit. Die deutsche Gotik Schlesiens findet in ihm als einem ihrer reifsten und doch ungekünstelten Werke einen fast schmerzlich zu nennenden Ausklang.

Der achtsseitige Mittelteil ist in zwei Geschosse geteilt. Die zwei oberen zieren Gelsrückenwimperge, die mit Kantenblumen besetzt sind und in eine Kreuzblume endigen. Im Gegensatz zu dem Unterteil ist der obere mit Ortsteinen gefaßt und mit Puz versehen, der an den Kanten gequadert ist. Heute bestehen allerdings nur noch Spuren des Puzes. Sein Vorhandensein wird durch Sonnenuhreneisen zum mindesten für das Jahr 1579⁴ bewiesen, als der Turm das erste Mal einer durchgreifenden Erneuerung unterzogen wurde. Der Turmrumpf ist von einer Maßwerkbrüstung gefaßt und läuft in einen ca. 30 Meter hohen, mit Kupfer gedeckten Nadelhelm aus, der am Fuße zur Aufnahme von Glocken einmal durchbrochen ist. Die eisernen Zifferblätter stammen von 1879, das Uhrwerk frühestens aus dem Jahre 1662, dem Abschluß der dritten

¹ Sammlung derjenigen Nachrichten, welche im Jahre 1807 im Ratsturmknopf zu Neisse gefunden worden sind. Neisse. 1810. Zu haben bei Franz Anton Rosenkranz, S. 1.

² Walter Krause, Grundriß eines Künstlerlexikons bildender Künstler und Kunsthandwerker in Oberschlesien, von den Anfängen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Nr. 8 der Schriftenreihe der Vereinigung für obereschles. Heimatkunde. Oppeln 1933. Im Verlage des Oberschlesiers. S. 55.

³ Abb. in Schles. Monatshefte 1926, S. 248.

⁴ Jahresbericht des Neisser Kunst- und Altertumsvereins, 2. Jahrgang, 1898, B. Ruffert, Der Neisser Ratsturm, S. 33-39. Graveur. Neisse.

Renovation.⁵ Die hölzerne Uhrenfigur, die der Überlieferung nach beim Mittagsschlage einen Stab bewegt hat, stammt stilgemäß aus der gleichen Zeit und kann als St. Quintin mit seinen Marterwerkzeugen Rad und Bratspieß gedeutet werden. Der Volksmund spricht vom „geräderten Bürgermeister“, dessen schaudervolles Ende auf einen am großen Preußenkönig begangenen Verrat zurückzuführen sei. Das Läuten der Schließglocke, das bis zum Jahre 1844 abends 9 Uhr geübt wurde, brachte man ebenfalls mit dem sagenhaften Verbrechen in Beziehung.⁶ Durch das Uhrwerk werden heute noch 4 Mondkugeln angetrieben, die, halb schwarz und halb weiß gestrichen, die Mondphasen anzeigen. Die drei Glocken stammen von 1498 (2. Stundenglocke), 1629 (1. und Viertelstundenglocke) und 1749 (Feuerglocke). Im Turmknopf befinden sich 6 Kupferbüchsen und eine Papierrolle mit Nachrichten von 1499, 1579, 1627, 1654, 1717, 1809 und 1841, außerdem Münzen und Druckschriften. Nach der letzten Aufnahme von 1841 zu schließen, sind alle diese Dinge, die ein Museum für sich bilden könnten, ziemlich durcheinander gekommen und werden sicherlich nach erfolgter Öffnung des Knopfes und der Büchsen einer liebevoll ordnenden Hand bedürfen. Was nun die bevorstehende Restaurierung betrifft, so ist die Angelegenheit, so widerspruchsvoll es klingen mag, seit 1844 eine brennende. In erster Linie augenfällig waren bereits um diese Zeit die Schäden am Maßwerkgeländer, das im Jahre 1807 durch einen Bombenvolltreffer besonders gelitten hatte.⁷ Dasselbe sollte 1845 unter Billigung des damaligen Bauinspektors Illing durch ein gußeisernes zum Preise von 1464 Rthlr. ersetzt werden. Dieser hohe Preis bewahrte jedoch unseren Turm vor einer scheußlichen Verunstaltung. Bis zum Jahre 1891 behalf man sich mit Flickarbeiten. 1892 erscheint der erste größere Plan mit folgendem Kostenanschlag:

1. Erneuerung des Puges	
a) Achteckteil 614 qm	1473,60
b) Viereckteil 500 qm	800,- (war immer ungeputzt)
2. 16 Kreuzblumen auszuflicken	128,-
3. dto. 64 Krabben	192,-
4. dto. 16 Wimperge	160,-
5. dto. 16 Gäßälchen mit Fialen	240,-
6. dto. 28 lfdm. Brüstungsgeländer unter teilweisem Ersatz in Sandstein	280,-
7. dto. 32 lfdm. Hauptgesims	320,-
8. dto. 120 lfdm. Geschoßgesims	360,-
9. Rüstung	1000,-
10. Herunterschaffen des Schuttes	100,-
11. Ergänzung der Holzfigur	200,-
12. Unvorhergesehenes und Ausgleich	246,40
Summa	5500,-

Die Arbeit wurde jedoch immer wieder bis zum Jahre 1909 vertagt mit Rücksicht

⁵ Erneuerungsarbeiten fanden statt: 1579, 1627-1629, 1654-1662, 1717, 1810 und 1841. Siehe auch: Meißner Erzähler 10. Jahrgang 1841, Nr. 123-135. (19. 10. 1841 bis 16. 11. 1841) „Nachrichten aus der Vorzeit der Stadt Meisse“.

darauf, daß in absehbarer Zeit doch ein Neubau des Rathhauses zu erwarten sei. Ob man in diesem Falle den Turm wohl abgerissen hätte? Als im Jahre 1909 die Kreuzblumen und Krabben, die schon locker geworden sind, heruntergeschlagen werden, um den dauernden Klagen der Anlieger über Beschädigung ihrer Dächer aus dem Wege zu gehen, legt sich endlich der Provinzialkonservator ins Zeug. Auf sein Betreiben richtet der Regierungspräsident unter dem 30. 4. 1911 an den Magistrat folgendes Schreiben: „Da die Anstellung eines Stadtbaurats unmittelbar bevorsteht, scheint es erwünscht, die Projektierung der Besserungsarbeiten diesem Beamten zu überlassen, wobei ich voraussetze, daß irgend welche Gefahr für Nachbarschaft und Straßenpassanten durch Herabfallen von Maßwerkstücken oder dergleichen nicht besteht. Ich darf jedoch die Erwartung aussprechen, daß nach erfolgter Anstellung des städtischen Beamten die bereits seit nahezu 1½ (!) Jahren schwebende Angelegenheit energisch gefördert wird.“ Der Plan eines leichteren Gerüstes zur Untersuchung des Turmes war im Jahre 1910 wegen der Kosten von 3600,— RM. (eine abgebundene feste Rüstung sollte sich auf 9400,— RM. stellen) abgelehnt worden. Der ausbrechende Krieg hat schließlich alle Pläne weit in den Hintergrund gerückt.

Daß nunmehr die Erneuerungsarbeiten kraftvoll und durchgreifend in Angriff genommen werden sollen, kann wohl als äußeres Zeichen der Freude über Beendigung einer 20jährigen Not aufgefaßt werden.

So schwer die Schäden im Laufe der Zeit auch geworden sind, der ungeheure Aufschwung, den die praktische Denkmalpflege in den Jahren nach dem Kriege genommen hat, kommt auf diese Weise dem wertvollen Bauwerk zugute. Während in allen Verhandlungen des 19. Jahrhunderts der Turmkörper im Vordergrund stand, dürfte sich jetzt das Hauptaugenmerk des Denkmalpflegers auf den Helm richten. Zwar sind erst im Jahre 1913 ziemlich umfangreiche Deckarbeiten in Höhe von 1227,— RM. gemacht worden,⁸ wobei der Balkenbefund bis auf kleine Ausnahmen als gut bezeichnet worden ist, doch ist die damalige Untersuchung kaum eine gründliche gewesen. Die Maßwerkbrüstung müßte schon aus Gründen der Sicherheit vollständig erneuert werden. Die Behandlung der Wimperge könnte ohne Bedenken in großzügiger Weise erfolgen. Bei dem flachen Relief dieser Zierteile fällt es kaum auf, daß der größte Teil heute fehlt, ohne daß man in diesem Punkte von einer Verunzierung des Turmes sprechen könnte. Ebenso dürfte der Putz kaum erneuert werden, geschweige denn, daß man den unteren Teil, der niemals gepußt war, mit neuem Putz versähe. Die Quaderung des Putzes im Achteckteil läßt doch stark vermuten, daß derselbe ein Erzeugnis des 16. Jahrhunderts, mithin als nicht ursprünglich anzusprechen ist. Andererseits wird man sich mit umso größerer Sorgfalt der Ausbesserung des Ziegelmauerwerks hingeben. Die Holzfigur wird durch eine neue Plastik zu ersetzen sein. Es sei hier die Anregung gegeben, das Gedächtnis an die großen Tage der Gegenwart vielleicht durch Anbringung eines darauf bezüglichen Bildwerkes der Nachwelt wachzuhalten.

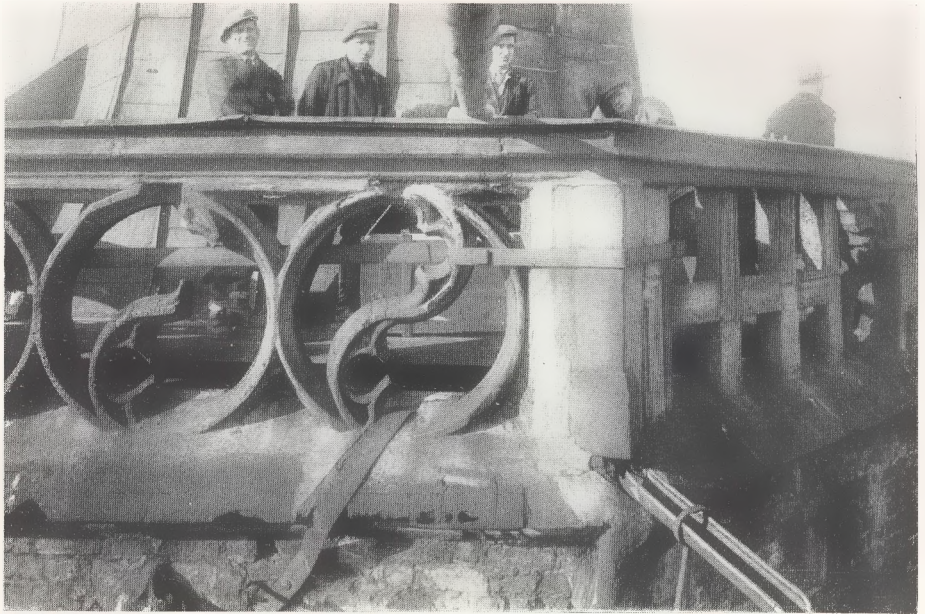
⁸ Bei Aufhebung der Torssperre 1844 wurde das Läuten der Schließglocke umso lieber eingestellt, als sich „an dasselbe kein Zweck, wohl aber eine Masse mirakulöser Geschichten anschließen“. Magistratsakten betr. Ratsturm S. 181.

⁷ Die Stelle wurde ganz behelfsmäßig in Staketenart gestützt. Siehe Abb.

⁸ Es wurden aus der Arbeit 36 kg Altkupfer verkauft.

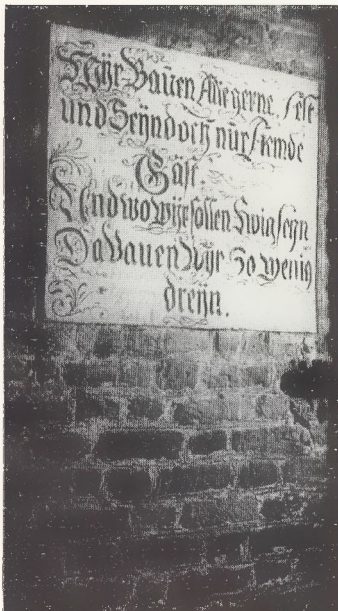


Neisse, der auffällige Ratsturm



Neiße, baufällige Brüstung des Neißer Ratsturms

Lichtbild Nassmann, Neiße



Lichtbild Weisser, Neiße

Inskrift im Innern des Neißer Ratsturmes

Zur Frage der Terrassenbildung an der oberen Oder

Von P. Alßmann / Berlin

Die Täler unserer großen Flüsse haben eine lange und wechselvolle Geschichte. Diese Geschichte ist im allgemeinen ein Kampf gebirgsbildender und gesteinsabtragender Kräfte, der sich durch das Hinzutreten von klimatischen Einflüssen oft sehr verwickelt gestaltet. Jede Talbildung beweist zunächst einmal eine meist lange Erosionstätigkeit des darin abfließenden Gewässers. Auf die Austiefung eines Tales folgt zeitweise Ruhe, während welcher das Tal nicht weiter ausgeräumt, sondern mit Schutt hoch angefüllt wird. Eine solche Aufschüttung nennt man Terrasse. Haben in der Geschichte eines Flusses mehrmals Erosions- und Aufschüttungsperioden miteinander abgewechselt, so wird sein Lauf von Talstufen oder Terrassen begleitet sein.

Die in den letzten Jahren an der oberen Oder in Oberschlesien ausgeführten geologischen Arbeiten haben ergeben, daß auch dieser Fluß, wie der Rhein und andere westdeutsche Flüsse, Terrassen aufgeschüttet hat. Die Untersuchungen darüber sind noch keineswegs abgeschlossen und haben sich bisher im wesentlichen nur auf die Gegend von Giesel-Kandrzin, Leschnitz-Gogolin und Oppeln erstreckt. Die Ergebnisse sind äußerst interessant und widerlegen vor allem die von mancher Seite aufgestellte Behauptung, daß die Oder mit Ausnahme der alluvialen Talane keine diluvialen oder älteren Terrassen habe. In den betreffenden Gebieten lassen sich vielmehr folgende 5 Terrassen unterscheiden:

- 1 die alluviale Terrasse,
- 2 die diluviale Niederterrasse,
- 3 die jüngere Mittelterrasse,
- 4 die ältere Mittelterrasse,
- 5 die pliozäne Terrasse.

1 Die alluviale Terrasse

deckt sich mit jenem landwirtschaftlich wertvollen Gebiet, das vom Oder-Hochwasser regelmäßig überflutet wird, soweit es nicht durch Dammbauten davor geschützt ist. In der Oppelner Gegend ist die alluviale Talane 1.5 bis 2.3 km breit. Weiter südlich ist dagegen ihre Breite größeren Schwankungen unterworfen. So beträgt sie z. B. zwischen Klein Schminitz und Przylwor (Blatt Proskau) über 3 km, aber 4 km weiter südlich bei Chorulla nur noch 900 m. Die alluviale Terrasse der Oder durchquert das Gebiet zwischen Krappitz und Großschowitz in nördlicher Richtung, biegt aber dann nach NNW um, um dann von Frauendorf ab genau nordwestliche Richtung einzuschlagen. Die Talebene fällt zwischen Krappitz und Groß Döbern, also auf einer Strecke von rund 34 km, von 162 m auf 149 m über NN ein. Ihr Gefälle beträgt mithin pro Kilometer ca. 0.41 m. An ihrer Oberfläche liegt gewöhnlich jungalluvialer Hochflutlehm (Schlick), ein mehr oder weniger sandiger Ton, in z. T. mehr als 2 m Mächtigkeit. Nur selten findet man einmal Sand in schwacher Decke darüber. Unter dem Hochflutlehm lagern Kies und kieseliger Sand in stellenweise über 6 m Mächtigkeit.

keit, welche die eigentliche Terrassenauflschüttung darstellen. Gelegentlich fehlt die Schlickdecke, sodaß dann der Kies oder der Sand unmittelbar an die Erdoberfläche treten.

Organische Reste sind bisher in Oberschlesien weder aus dem Hochflutlehm noch aus dem darunter liegenden Sand und Kies bekannt geworden, dagegen im Alluvialkies bei Mondschütz, Kreis Wohlau, eine anchylus-zeitliche Hacke aus Hirschgeweih (Seger, Alt-schlesien I, 1922 S. 2 ff.). Das Vorhandensein der Hacke erweist, daß der Riessockel das gleiche Alter besitzt wie der Sockel der Leine (Heck 1927) und des Rheins (Quiring 1930 und Erläuterungen zu Blatt Koblenz 1933 S. 26).

2 Die diluviale Niederterrasse

liegt etwa 2½ m über der alluvialen Terrasse und wird auch von dem höchsten Hochwasser heute nicht mehr erreicht. Sie tritt zum ersten Mal westlich von Winau auf. Zunächst ist sie dort sehr schmal, gewinnt aber dann rasch an Ausdehnung und hat in der Gegend von Zelasno bereits 3 km Breite. Sie ist bis in die Gegend von Zelasno begangen worden, dehnt sich aber zweifellos noch erheblich weiter nach Nordwesten hin aus. Südlich von Vogtsdorf und Winau sind auf der linken Oderseite nirgends Andeutungen dieser Talstufe vorhanden. Ebenso findet man rechts der Oder kaum etwas von ihr, wenn man von einigen undeutlichen Resten bei Großschowitz und westlich von Czarnowanz bei Bornwerf Oberhof (südlich Bornwerf) absteht.

Südlich von Vogtsdorf liegt die Talstufe etwa 158 km bei Zelasno etwa 150 m über NN. Da beide Orte ca. 11 km voneinander entfernt sind, beträgt das natürliche Gefälle 8 m oder 0.73 m pro Kilometer. Es ist also fast doppelt so groß wie das der alluvialen Terrasse.

Auch die sandig-kiesigen Auflschüttungen der Niederterrasse werden noch vom Hochflutlehm und zwar z. T. in über 2 m Mächtigkeit überlagert. Organische Reste, die über das Klima Aufschluß geben könnten, das zur Zeit ihrer Bildung herrschte, sind leider bisher nicht gefunden worden.

Löß fehlt auf der Niederterrasse. Hieraus ergibt sich, daß sie der lößfreien oberen Terrasse der Weser (Grupe) und der lößfreien Niederterrasse des Rheins entspricht. Der auf der Niederterrasse liegende Hochflutlehm wird am Rhein ins Alt-Alluvium gestellt, der Niederterrassenkies ins jüngste Diluvium.

3 Die jüngere Mittelterrasse

Die nächstältere Talstufe ist als jüngere Mittelterrasse bezeichnet worden, da sie mit der jüngeren Mittelterrasse des Rheins gleichaltrig zu sein scheint. Stratigraphisch liegt sie über der Grundmoräne der zweiten Vereisung und ist vermutlich im Anschluß an den Rückzug des zweiten Inlandeises aufgeschüttet worden. Die jüngere Mittelterrasse unterscheidet sich von der Niederterrasse und Alluvialterrasse dadurch, daß sie frei von Hochflutlehm ist. Dagegen ist an der Grenze von beiden Talstufen in der Regel keine sehr deutliche Geländefalte bemerkbar. Löß ist auf der jüngeren Mittelterrasse bisher mit Sicherheit nicht nachgewiesen worden. Zweifellos fehlt er auf ihr zwischen Ratiborhammer und Groß Döbern. Indessen liegt nach mündlicher Mitteilung von R. Cramer

nördlich von Ratibor auf der linken Oberseite Löß auf einer Terrasse, die der Höhenlage nach zur jüngeren Mittelterrasse gehören könnte. Die Untersuchungen darüber sind aber bis jetzt noch nicht abgeschlossen.

Auf der rechten Oberseite fällt sie im Bereich der Meßtischblätter Dppeln, Chronstau und Groß Döbern von 160 m über NN, östlich von Gräfenort, auf 150 m bei Groß Döbern, links der Oder von 160 m über NN, südlich von Chrzowiz, auf 152–153 m über NN, westlich von Slawiz, ein, was ungefähr einem Gefälle von 0.5–0.6 pro m Kilometer entspricht. Die jüngere Mittelterrasse ist ausschließlich aus feinem bis mittelgrobem Kies, kieseligem Sand, und gelegentlich wohl auch aus steinarmem Sand aufgeschüttet. Die Gerölle sind überwiegend einheimisch-südlicher und nur zu 20–30 % nordischer Herkunft. Aus dem Mischungsverhältnis ergibt sich, daß wir es bei der jüngeren Mittelterrasse mit einer rein fluvialen, nicht glazialen Aufschüttung zu tun haben. Die nordischen Gerölle bestehen in der Hauptsache aus verschieden gefärbten Quarzen, schwarzen Lyditen, Kieselchiefern, verschiedenen Quarziten, dunklen, z. B. schwarzen Hornsteinen und Flugschsteinen. Die Heimat der Flugschgesteine sind natürlich die westlichen Beskiden, während die Herkunft der anderen einheimischen Gerölle unsicher ist. Zum großen Teil werden auch sie aus den Beskiden stammen. Es besteht aber auch die Möglichkeit, daß einzelne Quarzite aus den devonischen und kulmischen Ablagerungen der Ostfudeten herrühren.

Die Mächtigkeit der Ablagerungen der jüngeren Mittelterrasse ist sehr verschieden groß. Im Domböwer Forst beträgt sie 6–8 m bei Zbigzko 8–13 m und im Jagen 145 des Zbigzkoer Forstes an einer Stelle sogar 14.5 m.

Die jüngere Mittelterrasse hat auf der rechten Oberseite östlich von Dppeln eine ziemlich weite Verbreitung. Sie ist dort z. B. 5–6 km breit und reicht bis nach Chronstau und Gallmrowiz hin. Weiter südlich verschmälert sie sich indessen, umfaßt noch das Gebiet der Groschowitzer Wiesen und fällt bei Chorulla sogar ganz aus. Aber schon 1/2 km weiter südlich ist sie bei Mallnie wieder vorhanden und hat südöstlich von Oweriz 2 km Breite. Bei Randzin tritt eine zweite starke Verbreiterung dieser Talstufe auf 3–4 km ein, wenn man von der lokalen Ausbuchtung abieht, die im Kłodniztal über Blechhammer nach NO noch hinausgeht. Auf der linken Oberseite ist sie zwischen Gosl und Proskau überhaupt nicht entwickelt. Erst nördlich von Boguschütz (Blatt Proskau) konnten deutliche Anfänge festgestellt werden. Dagegen nimmt sie westlich und südwestlich von Bogtsdorf, unweit Dppeln, sowie in der Umgegend von Chmielowiz einen breiteren Raum ein.

4 Die ältere Mittelterrasse

ist in dem begangenen Gebiet nur in Resten vorhanden. Sie wurde vor dem Heranrücken des zweiten Inlandeises aufgeschüttet und liegt somit unter seiner Grundmoräne. Der Name „ältere Mittelterrasse“ ist gewählt worden, weil sie mit der älteren Mittelterrasse des Rheins gleichaltrig zu sein scheint. Der über sie hinweggeglittene Gletscher hat ihre Sedimente wie auch die übrigen älteren glazialen und vorglazialen Ablagerun-

gen vielfach vollkommen aufgenommen und namentlich in der Umgebung von Oppeln nur kleine Teile davon verschont. Im Gelände werden diese nur dann gefunden, wenn sie entweder keine sehr mächtige Geschiebelehmdecke tragen oder aber durch Sand- und Kiesgruben aufgeschlossen sind.

Die Aufschüttungen der älteren Mittelterrasse unterscheiden sich petrographisch kaum von denen der jüngeren Mittelterrasse. Auch hier haben wir Kies, kiesigen Sand und gelegentlich auch einmal steinarmer Sande. Das Mengenverhältnis von einheimischen und nordischen Geröllen ist in beiden Mittelterrassen kaum voneinander verschieden.

Die ältere Mittelterrasse ist bei Oppeln an folgenden Stellen aufgeschlossen:

1 nördlich von Goslawitz (Blatt Oppeln)

Höhenlage: 168 über NN. Schichtenprofil: 1–2 m Geschiebe-
lehm mit viel Kreidematerial, 1 m Kies und kiesiger Sand der älteren Mittelterrasse (glaziale Falten).

2 östlich von Goslawitz unweit Höhe 167 (Blatt Oppeln)

Höhenlage: ca. 164–167 m über NN. Schichtenprofil: ca. 30 cm sandiger Geschiebe-
lehm, 1.80 m feiner Kies, der nach unten zu allmählich in reinen Sand übergeht (ältere Mittelterrasse);

3 westsüdwestlich der St. Anna-Kapelle bei Czarnowanz (Blatt Groß Döbern)

Höhenlage: ca. 165 m über NN. Schichtenprofil: 40 cm sandige Grundmoräne,
ca. 40 cm grober Sand mit Kreuzschichtung, ca. 1 m Kies der älteren Mittelterrasse.
Wahrscheinlich gehört der Sand über dem Kies ebenfalls zur Terrassenaufschüttung.

4 Aufschluß im Wäldchen nordöstlich von Vorwerk Leopoldsberg (Blatt Oppeln)

Höhenlage: 154 m über NN. Schichtenprofil: 1.3 m ungeschichteter, meist eisenschüssiger
Sand mit einzelnen bis faustgroßen Steinen, 0.65 m Sand und feinkiesiger Sand mit
Kreuzschichtung, 0.90 m eisenstreifiger Sand.

Ob die obersten 1.3 m Sand die Grundmoräne vertreten, ist nicht ganz sicher. Es ist ebenfalls möglich, daß die obersten Sande ihre vielleicht ursprünglich vorhanden gewesene Schichtung durch die Tätigkeit der Atmospärilien eingebüßt haben. Die darunter folgenden Bildungen gehören indessen sicher der älteren Mittelterrasse an. Ganz analoge Verhältnisse findet man in der Sandgrube nordwestlich von Vorwerk Leopoldsberg, wo die entsprechenden Schichten 5 m tief aufgeschlossen sind.

5 200 m östlich von der alten Ziegeleigrube bei Domezko (Blatt Oppeln)

Höhenlage: 175 m über NN. Hier stehen 2½ m Kies und kiesiger Sand an, die
schwach glazial gefaltet sind.

Die einzelnen Reste der älteren Mittelterrasse haben in der Gegend von Oppeln etwa folgende Höhenlage, wobei sich die Höhenangabe auf die oberste Kante der Terrassen-
ablagerung bezieht:

1 bei Domezko 175 m,

2 bei Vorwerk Leopoldsberg ca. 154 m,

3 nordöstlich von Vorwerk Leopoldsberg ca. 154 m,

4 bei Birkowitz ca. 154 m,

5 östlich von Goslawitz 164–167 m,

6 nordwestlich von Goslawitz 160 m,

7 bei St. Anna-Kapelle (Czarnowanz) 165 m.

Hier von fallen die unter 2—4 genannten Zahlen ganz wesentlich aus dem Rahmen der anderen heraus. Dies ist wohl so zu erklären, daß bei Leopoldsberg und Birkowitz die Terrassenablagerungen in viel höherem Maße erodiert worden sind als an den anderen Stellen. Diese Annahme gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß die betreffenden Terrassenreste im Bereich der diluvialen Niederterrasse bzw. am Rande der jüngeren Mittelterrasse liegen, und daß die Rieschicht, die überall die oberste Ablagerung der Terrasse bildet, an jenen Stellen fehlt, und nur die unter dem Ries lagernden Sande und schwachkiesigen Sande noch vorhanden sind. (Vergl. hierzu Aufschluß nordöstlich Vorwerk Leopoldsberg).

Die ältere Mittelterrasse hat auf Blatt Proskau eine wesentlich größere Verbreitung als bei Oppeln und nordwestlich davon. Dort tritt sie auf der linken Seite der Oder in größeren, zusammenhängenden Flächen unter einer mehr oder weniger starken Schicht von Grundmoräne auf, die dann ihrerseits noch von einer meist schwachen Lößdecke überlagert wird. Nähere Angaben hierüber können jedoch zurzeit noch nicht gemacht werden.

5 Die pliozäne Terrasse

In der näheren und weiteren Umgebung von Oppeln treten namentlich auf der linken Oberseite Höhenzüge auf, die sich bis über 193 m über NN erheben und somit z. T. fast 30 m höher sind, als die in der Nähe gelegene Ebene der jüngeren Mittelterrasse. Diese Höhen bestehen im wesentlichen aus präglazialen Schichten und tragen nur eine Kappe von glazialen Ablagerungen der zweiten Eiszeit. Unter der glazialen Deckenschicht, die nur selten mächtiger als 1 m ist, auf weiten Flächen aber überhaupt fehlt, lagern Kies und kieseliger Sand ohne nordische Beimengungen, deren Beschaffenheit auf den ersten Blick ihre fluviale Entstehung verrät. Da das Inlandeis zweimal über diese Riefe hinweggegangen ist, wurde ein Teil von ihnen abradirt. Ihre ursprüngliche Mächtigkeit dürfte etwa 9 m betragen haben, heutzutage sind aber höchstens noch 6 m davon übrig geblieben (z. B. bei Halbendorf). Meist ist die Mächtigkeit wesentlich geringer. Der Kies enthält Gerölle bis Faustgröße. Das grobe Material ist mehr oder weniger stark abgerundet, das feine dagegen überwiegend scharfkantig. Vorherrschend sind Quarze, schwarze Lydite und Kieselchiefer, sowie schwarze Hornsteine mit ockerfarbenem Kern, dunkle, z. T. sehr feine Quarzite und helle, feine, z. T. quarzitisches Sandsteine. Seltener finden sich Brocken von Teschenit, Calcedon, Hornfels, Achat und weißem Hornstein. Die Quarze sind entweder weiß, gelblichgrau, blaugrau, dunkelgrau oder nur selten einmal schwachrötlich gefärbt. Durchsichtige Quarze kommen nur in ganz kleinen Bröckchen vor. Die groben gelblichen Gangquarze stammen wohl z. T. aus den Ostfudetern, z. T. aber auch aus den Konglomeraten über dem Godula-Sandstein der West-Beskid. Heimatland des Sandsteins und quarzitisches Sandsteins sind ebenfalls die West-Beskid. Zweifellos handelt es sich um Gesteine aus der Gruppe des Godula-Sandsteins. Ihre Härte ist auf den geringen ursprünglichen Gehalt an Glaukonit zurückzuführen, der diesen Schichten sonst in beträchtlichem Maße eigen ist. Heute ist er jedoch nicht mehr als solcher erhalten, sondern in Eisenoxydhydrat umgewandelt worden, das in den Gesteinen in kleinen Partien deutlich erkennbar ist. Die

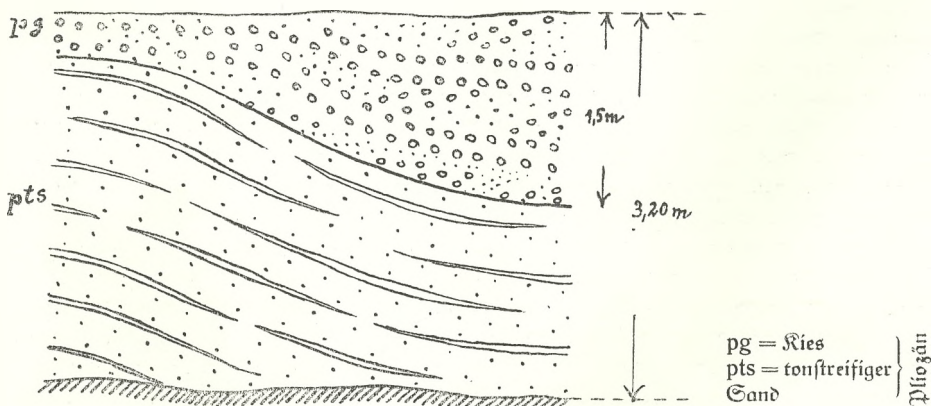
Herkunft der Kiesel-schiefer und Lydite ist unsicher. In den West-Beskriden kommen nach v. Uhlig an der Basis des eigentlichen Godula-Sandsteins, also über dem Vernsdorfer Schichten, schwarze, kieselige Schiefer mit kieseligen, zuweilen sogar hornsteinartigen Sandsteinbänken vor. Ein Teil jener Gerölle mag wohl aus diesen Schichten hervorgegangen sein. Andererseits ist es aber auch möglich, daß die Kiesel-schiefer- und Lydit-Gerölle aus paläozoischen Schichten stammen, die früher bereits der Erosion anheim gefallen sind. Vielleicht sind sie auch im Laufe der Erdgeschichte mehrmals umgelagert worden, bis sie schließlich in die pliozänen Kiese hineingelangten. Bei der großen Härte der Gesteine liegt eine solche Annahme durchaus im Bereich der Möglichkeit. Die schwarzen Hornsteine mit den gelben Kernen sind wohl zweifellos einmal in Kalkstein eingebettet gewesen. Sie enthalten häufig Radiolarien und andere, allerdings nicht näher bestimmbare organische Reste. Möglicherweise gehörten sie einst zu oberjurassischen Ablagerungen.

Die Lydite, Quarzite, Kiesel-schiefer und Hornsteine tragen sehr häufig einen Überzug von Wüstenlack.

Unter dem Ries, der nicht selten 2–4 cm starke Einlagerungen von graugelblichem, mehr oder weniger sandigem, kaolinischem Ton enthält, treten bis ca. 2 m mächtige Sande auf, die ebenfalls derartige schwache Tonbänken haben. Der Sand zeigt in der Regel eine deutliche Kreuzschichtung. Nach unten zu geht der tonstreifige Sand in reinen Sand über, der etwa 6–8 m Mächtigkeit hat und ebenfalls noch Kreuzschichtung erkennen läßt. Das Liegende hiervon ist im Zusammenhang mit dem Sand nirgends aufgeschlossen. Es besteht überwiegend aus grauen und gelblichen, fetten Tonen, denen hin und wieder einmal ein schwaches Braunkohlenflöz eingelagert ist.

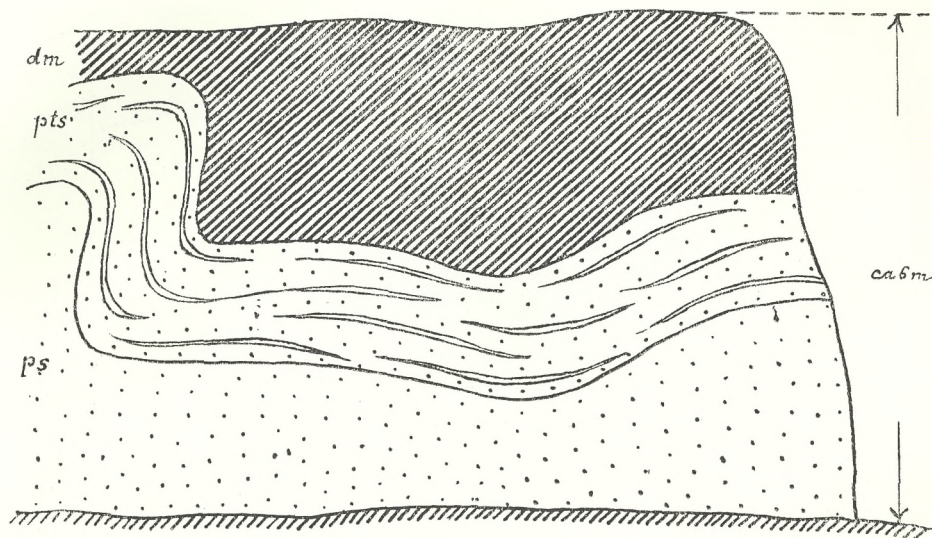
Diese eben geschilderten geologischen Verhältnisse sind in allen Aufschlüssen, welche die Schichten aufschneiden, klar zu erkennen. Einige Beispiele sollen das Gesagte noch näher erläutern.

1 Riesgrube südöstlich von Krzanowitz (Blatt Groß Döbern)



Unter einer Ries-schicht von 40–150 cm steht der tonstreifige Sand in über 3 m Mächtigkeit an. Die Schichten sind glazial stark gefaltet.

2 Kiesgrube nördlich von Frauendorf (Blatt Groß Döbern)



dm = Geschiebemergel pts = tonstreifiger Sand des Pliozäns ps = Sand des Pliozäns

Unter einer Geschiebemergelschicht von bis 3 m Mächtigkeit stehen stark gefaltete, tonstreifige, pliozäne Sande an. Unter ihnen sind noch die reinen, tonfreien Quarzsande in 3. L. über 3 m Mächtigkeit aufgeschlossen. Die tonstreifigen Sande sind hier nur 2 m mächtig.

3 Kiesgrube am Osteingang von Uhrzumezütz (Blatt Dppeln)

Schichtenprofil: 5.70 feiner Kies und Sand mit einzelnen schwachen kaolinischen Tonbänken, ca. 2.50 Sand mit Kreuzschichtung in Wechsellagerung mit schwachen Tonbänken, darunter grober Quarzsand.

4 Kiesgrube in Domeßko (Blatt Dppeln)

Schichtenprofil: 1.60 feiner Kies, 0.40 Sand mit schwachen Tonbänken, 1.20 weißer grober Quarzsand.

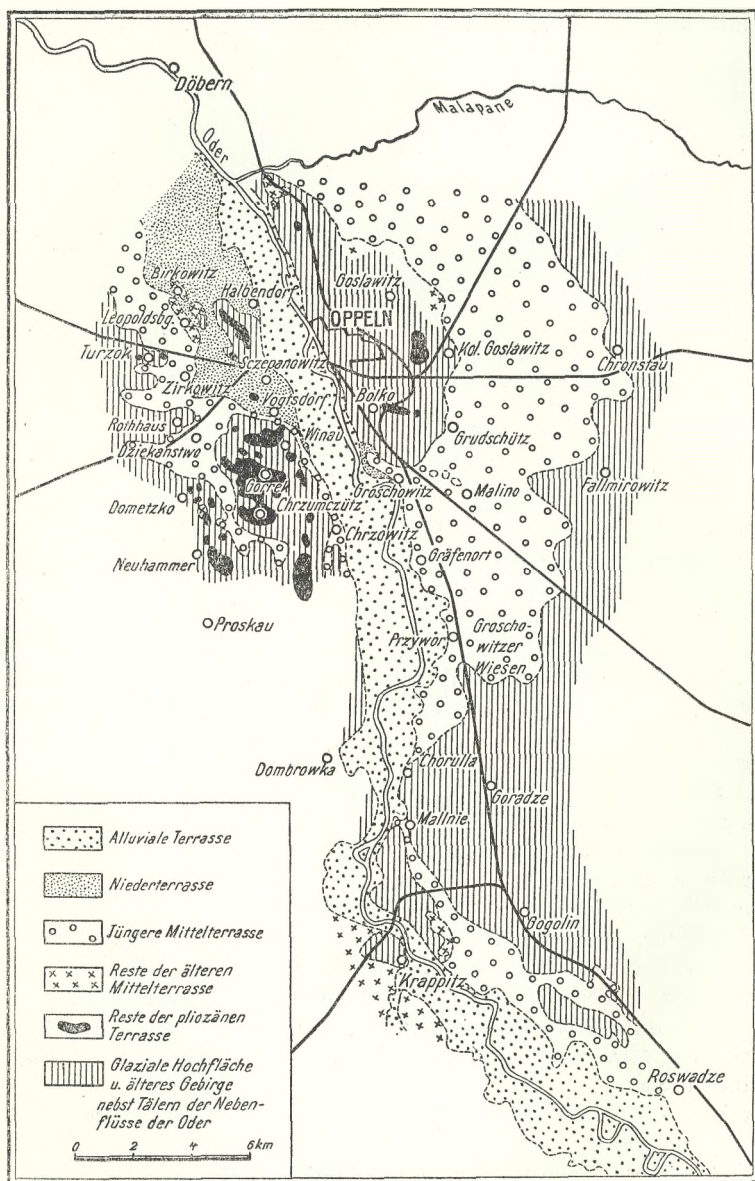
Hier hat der Sand mit den Tonbänken die geringste bisher beobachtete Mächtigkeit.

5 Kiesgrube am Städtischen Kirchhof in Halbendorf (Blatt Dppeln)

Schichtenprofil: 0.60–0.80 sandiger Geschiebelehm mit viel pliozänem Kies, ca. 6 m grober und feiner Kies und kiesiger Sand, ca. 3 m Sand mit schwachen Bänken von grau gelblichem Ton.

6 Kiesgrube 1 km westlich von Goreß (Blatt Dppeln) Schichtenprofil: 2 m feiner Kies, 0.8 m mittelgrober Sand mit Kreuzschichtung, 0.2–0.3 m grober Kies, 2 m Sand mit schwachen Bänken von grau gelblichem Ton.

Ob die Sandablagerungen unter dem Kies noch als Terrassenaufschüttungen aufzufassen sind, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Einerseits scheinen sich der tonstreifige Sand und der Kies teilweise zu vertreten, worauf vor allem der rasche Wechsel in



Die Terrassen der Oder bei Oppeln

der Mächtigkeit des tonstreifigen Sandes hinzuweisen scheint, andererseits ist es aber auffällig, daß im tonstreifigen Sand niemals Riesstreifen oder irgendwelches gröbere Material vorkommen, was man doch sonst bei einer Fluß-Aufschüttung erwarten müßte. Für die Zugehörigkeit der sandigen Schichten zu der Terrassenbildung spricht indessen die Tatsache, daß diese Bindungen nur zusammen mit den Riesen vorkommen und niemals außerhalb der echten Terrassen-Aufschüttungen beobachtet worden sind. Pliozäne Terrassenkiese finden sich in der Gegend von Dppeln, links der Oder, südwestlich von Neuhammer, ferner einige 100 m nördlich davon am Judenberg und bei Domezko. Ihre Hauptverbreitung ist aber auf den Höhen zwischen Ehrzumszütz und Gorek, sowie bei Wiman. Auch die Höhen westlich von Halbendorf und bei Turzok werden zum Teil von pliozänem Kies gebildet. Auf der rechten Oderseite sind diese Kiese weniger verbreitet. Man trifft sie u. a. auf dem alten Erzgießplatz unweit Dppeln und in Bolko an.

Da die Reste der pliozänen Terrasse zwischen Proskau und Schurgast dem Laufe der Oder folgen, und die Bestandteile der Kiese im wesentlichen aus den West-Beskidien stammen, in denen die heutige Oder entspringt, kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß diese pliozäne Terrasse von der Oder aufgeschüttet wurde und als älteste Oberterrasse in der dortigen Gegend anzusehen ist. Ob diese zweifellos jungpliozäne Terrasse der Hauptterrasse des Rheins oder den präglazialen Terrassen in Mitteldeutschland entspricht, ist vorläufig nicht zu entscheiden. Ihre Lagerung zur Grundmoräne der ersten Vereisung ist noch nicht restlos geklärt, da man nicht weiß, ob die Terrassenkiese die jüngste Ablagerung des Pliozäns sind, oder etwa über dem Kies noch jüngere präglaziale Schichten abgelagert wurden, die vor dem Vorrücken des ersten Inlandeises bereits wieder erodiert worden sind. Die Beantwortung dieser Frage kann auch leider nicht durch klimatische Betrachtungen geschehen, weil die Kiese bis jetzt keine organischen Reste geliefert haben, die Schlüsse auf das Klima der damaligen Zeit in Oberschlesien zulassen würden.

Lage der Terrassen zueinander, sowie zu den glazialen und äolischen Aufschüttungen

Aus den bisher gemachten Ausführungen ergibt sich, daß in der Gegend von Dppeln die jüngste Terrassenablagernng die niedrigste, die älteste die höchste Höhenlage hat. So liegt z. B.

- 1 auf der ostwestlich verlaufenden Linie Gräfenort-Neuhammer die alluviale Terrasse in 154–155 m über NN,¹ die jüngere Mittelterrasse in 160–162 m über NN,² die z. T. abradierten Kiese der pliozänen Terrasse in 180–185 m über NN;²

¹ Die Angaben beziehen sich auf Oberkante Hochflutlehm.

² Die Angaben beziehen sich auf die Oberkante der Riesablagernng. Es ist zwar im allgemeinen üblich, die Unterante des Rieses für diese Angaben zu wählen. Hier läßt sich dies jedoch nicht durchführen, weil an vielen Stellen die Unterante der Terrassenaufschüttungen nicht sicher bekannt ist.

2 auf der ostwestlich verlaufenden Linie Dzielanowo-Winan-Grudschütz die alluviale Terrasse in 153 m über NN,¹ die diluviale Niederterrasse in 157–158 m über NN,² die jüngere Mittelterrasse in 159.4–161 m über NN,² die z. T. abradierten Kiese der pliozänen Terrasse in 186.3–189 m über NN;²

3 auf der ostwestlich verlaufenden Linie Birkowig-Halbendorf-Goslawitz die alluviale Terrasse in 151–151.4 m über NN,¹ die diluviale Niederterrasse in 153 m über NN,¹ die jüngere Mittelterrasse in 153–156 m über NN,² die z. T. abradierten Kiese der älteren Mittelterrasse in 157–165 m über NN,² die z. T. abradierten Kiese der pliozänen Terrasse in 167–168 m über NN.²

Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß sich die Unterschiede in den Höhenlagen nach Norden hin allmählich verringern.³ Am besten läßt sich dies an denjenigen Terrassen beweisen, die eine große flächenhafte Verbreitung haben und jünger als das letzte Inlandeis sind, das Oberschlesien erreicht hat. So beträgt z. B. der Höhenunterschied zwischen der alluvialen Terrasse und der jüngeren Mittelterrasse südlich von Oppeln 6–7 m, nördlich der Stadt dagegen nur noch 2.5–4.4 m. Aber auch zwischen der jüngeren Mittelterrasse und der pliozänen Terrasse kann man das gleiche feststellen, nur läßt sich dies aus obigen Angaben nicht unmittelbar ablesen. Man muß, um einwandfreie Ergebnisse zu bekommen, hierbei das heutige Niveau der jüngeren Mittelterrasse mit der ursprünglichen Höhenlage der pliozänen Terrassenfläche vergleichen. Da diese schätzungsweise 9 m über der Kiesbasis gelegen haben mag, bei Neuhammer also 190 m bei Halbendorf dagegen 160 m über NN, würde bei Neuhammer (südlich von Oppeln) eine Höhendifferenz von 28–30 m, bei Halbendorf (nordwestlich von Oppeln) dagegen nur eine solche von 15–15.5 m vorhanden sein. Ob nun diese Konvergenz der beiden Terrassenebenen durch die ursprüngliche, natürliche Neigung erklärt werden darf, ist allerdings sehr fraglich. Es müßte dann nämlich zwischen dem Winaner Berg und den nur 3 km weiter nördlich gelegenen Höhen westlich der Domäne Gzcepanowiz ein Gefälle der pliozänen Terrasse von 20 m vorhanden gewesen sein, während zwischen Neuhammer und dem Winaner Berg, also auf einer Strecke von ca. 4½ km, so gut wie überhaupt kein Gefälle bestanden hätte. Das ist aber höchst unwahrscheinlich. Man muß daher wohl annehmen, daß zwischen Winan und Gzcepanowiz eine sehr junge Störung von etwa 20 m Sprunghöhe liegt, die in ungefäh-

¹ Die Angaben beziehen sich auf Oberkante Hochflutlehm.

² Die Angaben beziehen sich auf die Oberkante der Kiesablagerung. Es ist zwar im allgemeinen üblich, die Unterante des Kiesel für diese Angaben zu wählen. Hier läßt sich dies jedoch nicht durchführen, weil an vielen Stellen die Unterante der Terrassenaufschüttungen nicht sicher bekannt ist.

³ Diese Verringerung steht in deutlicher Parallele zu den Verhältnissen am Rhein, wo ebenfalls die Terrassen nach Norden konvergieren, bei Wesel am Niederrhein sogar einen Schnittpunkt bilden. Diese an sich abnormen Verhältnisse sind am Rhein durch die Schrägstellung einer Großscholle im Laufe des Quartärs erklärt worden. Ob an der Oder ebenfalls eine solche Schollen-schrägstellung nach Norden stattgefunden hat, wäre zu prüfen.

ostwestlicher Richtung südlich von Vogtsdorf hindurchstreicht. An dieser Störung wäre dann der nördlich von der Verwerfung gelegene Teil des Gebirges abgesunken. Die Schollenbewegung hat in der Zeit zwischen der Ablagerung des jüngsten Pliozäns und der jüngeren Mittelterrasse, also im Alt-Diluvium, stattgefunden. Das Alter der Terrassen zu den glazialen und äolischen Ablagerungen ist aus nachstehender Tabelle zu ersehen.

Gliederung	Terrasse oder Hochflutbildung	Glaziale und interglaziale Bildungen	Äolische Bildungen
Alluvium	jungalluvialer Hochflutlehm		jüngerer Flugsand
	Alluvialterrasse		
	altalluvialer Hochflutlehm		
Diluvium	Niederterrasse	4. Vereisung	jüngerer Löß
		3. Vereisung	älterer Flugsand
			älterer Löß
	jüngere Mittelterrasse	Grundmoräne der 2. Vereisung	
	ältere Mittelterrasse	interglaziale Moor- erde von Kostenthal	
Pliozän	Pliozäne Terrasse	Grundmoräne der 1. Vereisung	

Ständische Volkstumskräfte im obererschlesischen Raum

Von Alfons Perlick

Die Stellungnahme zur Pflege von Sitte und Brauch in einem Volksraum setzt zunächst die eingehende Kenntnis der bodenständigen Überlieferungen voraus. Die in Frage kommenden volkskundlichen Handlungen und Äußerungen brauchen nicht immer dem gegenwärtigen Volksleben anzugehören. Durch mancherlei Ursache können sie, verschüttet und geschwächt zu Grunde gegangen oder umgeformt, ihrem ursprünglichen Gebrauch entzogen worden sein. Im Grenzlandgebiet verpflichtet auch die Einwirkung der Nachbarländer zu einer Untersuchung über die Zugehörigkeit der einzelnen Stoffe zum germanischen oder slawischen Kulturkreis. Das sind im Umriß die Aufgaben, die das Material, das Mittel fordert.

Die angewandte Volkskunde muß, wenn sie auf bleibenden Erfolg rechnen will, aber vor allem auch die Kenntnis von dem Vorhandensein und der Verteilung der ständischen Kräfte verlangen, die im Volkstum wirksam sind. Nur dort lassen sich Sitte und Brauch als bewußter Bestandteil des Aufbaus verwenden und als gesunder Träger der Volkheit pflegen, wo sie ihrem Wesen nach in die Volksgemeinschaft eingefügt sind. So wird ernsthafte volkskundliche Aufbau- und Erziehungsarbeit immer von dem Gepräge der zu betreuenden Volkstumschichten abhängig sein müssen.

Die Gliederung des vom obererschlesischen Raume umfaßten Volksstammes zeigt zwei fest ausgebildete Gemeinschaftsformen, die des bäuerlichen und bürgerlichen Lebenskreises. Schon äußerlich kommt diese Schichtung in den unterschiedlichen Siedlungsweisen: Dorf, Stadt, zum Ausdruck. Die Lebenswelt des Arbeiters gehört selbstverständlich mit hinein in den Kreis unserer Untersuchung, da ihre Gestaltung doch dem Bauern- und Bürgertum entlehnt ist. Nur fehlt ihr bis jetzt noch eine eigene bodenständige Überlieferung und Kultur. Man hat aber volkskundlich zwischen Arbeiter, die an die nüchterne Maschinenhalle gebunden sind und der in unserem Raume überwiegenden größeren Gruppe zu unterscheiden, deren Tätigkeiten sich im Naturraume abspielen. Hier hebt sich besonders die Lebensform des mit seiner Arbeit an den Boden gebundenen Bergmannes heraus, der sich im Rahmen jahrhundertlanger Entwicklung seines Berufes eine eigene Überlieferung schaffen konnte (Sprache, Tracht, Sage, Lied . . .).

Der eigentliche Träger unserer gesamten Volksart, der Mutterboden unseres Volkstums ist der bäuerliche Lebenskreis. Nur aus der Verbindung von Natur und Kultur, von Mensch und Scholle, nur aus der Tatsache des Landbesitzes können immer wieder die Kräfte lebendig werden, die ein Volk durchströmen müssen, um es als Gemeinschaft in seinem Werden zu gestalten und zu sichern. Acker und Feld formen die Menschen, die ihnen angehören, die ihnen ihre Arbeit und Liebe weihen, zu einer natürlichen Einfachheit und Einheit. Wenn auch in diese Kulturschicht schon vielfach wirtschaftliche und technische Zweckmäßigkeit eingebrochen ist, das Dorf als Kraftquelle und als Lebensstätte für unser gesamtes Volkstum ist gerade in unserem Grenzraum noch unerschüttet.

Aus der Eigenart der Wiederbesiedlung und weiteren geschichtlichen Entwicklung unseres Raumes ergibt sich eine Verschiedenheit in der Wesensanlage des obereschlesischen Landmenschens. Im Westteil liegen die Neisser, Grottkaner, Falkenberger, Leobschützer und Gultschiner Landgebiete, mit ihrem stark bürgerlichen Menschenschlag. Kennzeichnend für die hier aufgespeicherten Volkskräfte ist das rassische und kulturelle Ausstrahlungsvermögen dieser Front. In dem Umfange der Gemarkungen, in der Anlage des Gehöfts, in der Art der Viehhaltung und Wirtschaftsführung findet die Tüchtigkeit dieses Bauern seinen mannigfaltigen Ausdruck. In dem reichlich vorhandenen Brauchtum dieser Gegenden treten die gleichen Züge auf. Die Freude an kräftigen Farben und Formen (Tracht, Volkslied . . .) ist auffallend; ebenso tragen Hausbau und Einrichtungsgegenstände dieses Gepräge. Auch den Handlungen im Jahres- und Lebenslauf (Hochzeit, Erntefest . . .) ist auf Grund dieser Veranlagung eine starke Lebendigkeit eigen.

Dagegen ist der Mensch in dem Waldgebiete rechts der Oder nicht so rassestark. Hier sind die landschaftlichen Verhältnisse dürrer und ärmer und haben diesen Schlag einsamer und enger aufwachsen lassen. Dafür ist aber hier der Volksgenosse inniger und tiefer an Sitte und Brauch gebunden; die Überlieferungen des erzählenden Wortgutes (Märchen, Sagen . . .) überwiegen. Während die naturgebundenen Feiern zurücktreten, ist das Brauchtum des Alltags in diesem Waldlande wieder stärker betont.

In dem großen Mittelteil unseres Raumes aber liegen jene Dörfer, die jahrhundertlang unter dem Willen der Gutsobrigkeit standen. Hier ist unter dem immerwährenden Druck der Robotpflicht ein nicht ganz freies Volkstum groß geworden. Aus diesem Bericht stammt der eigentliche obereschlesische Mensch, der noch heute mit sich selbst um sein inneres Freisein kämpft. Genügsamkeit, Arbeitswilligkeit, Schwermut, Scheu und Schüchternheit kennzeichnen in besonderer Weise seine Art; in den volkskundlichen Äußerungen dieser Landteile findet sich auch dieses sein Wesen immer ausgeprägt (Sagen, Volkslied . . .). Die wirtschaftlichen Verhältnisse haben hier vorzeitig viel Gemeinschaftsgut zu Grunde gehen lassen. Unsere sittenbelebende Zeit wird gerade hier stark am Werke sein müssen, um den ursprünglichen, überdeckten Erbschatz zu heben und diese Menschen wieder an ihrem neu gefundenen Brauchtum gemeinschaftliche, stärkende Lebenswerte finden zu lassen.

Auch für den obereschlesischen Grenzbauern, dessen Gemarkungen an der Landesgrenze liegen, wird eine besondere Unterstützung seines Volkstums notwendig sein. Die neuen Grenzdörfer, als Restgemarkung eines wesenhaft zu ihnen gehörenden bäuerlichen Siedlungsraumes, der drüben auch noch in gleicher Fülle deutsche Überlieferungen bewahrt, müssen aus vaterländischen Gründen auf die Erhaltung ihres bäuerlichen Gemeinschaftsgeistes und des volkskundlichen Lebens größten Wert legen, um die alten Bindungen zu dem verloren gegangenen Volksteil stark und rein aufrecht erhalten zu können.

So steht der oberschlesische bäuerliche Mensch nicht nur im Grenzlandraume an der Front, sondern er trägt auch die Verantwortung für das von ihm abhängige gesamte Volkstum der Heimat. Je früher er sich mit aller Würde auf sein väterliches Brauchtum besinnt und hinter den Sitten seine ihm gemäße geistige Haltung und Gesinnung wieder entdeckt, desto schneller wird die Gesundung des ganzen Volkskörpers und damit auch eine natürliche Kräftigung der Grenzzone erreicht werden.

Wesentlich anders liegen die volklichen Verhältnisse im bürgerlichen Lebenskreise. Auch das Stadtwesen ist Ausdruck einer alten, selbständigen Gemeinschaftsform; nur ist sie hier nach einer anderen Richtung hin ausgeweitet. Die Gemeinschaft in diesem Raum ist nach rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten eingestellt; im Gegensatz zum Lande trägt sie persönlich-zweckmäßige Gestaltung. Selbstverständlich ist von dieser Einstellung auch die Formung der bürgerlichen Lebensart abhängig. Sie kann nicht in volkstümlichen Gemeinschaftshandlungen aufgehen, sondern sie beschränkt sich mehr auf nüchterne, nach Berufsständen gegliederte Gesellschafts- und Geselligkeitsveranstaltungen.

Die dörfliche Volkseigenart kann unmöglich in ganzer Ausdehnung in den Stadtraum übernommen werden, da hier die grundlegende Boden- und Naturverbundenheit fehlt. Das Brauchtum der Jahreslaufhandlungen scheidet also, weil es vornehmlich an die landwirtschaftliche Tätigkeit gebunden ist, aus der Volkskunde des bürgerlichen Menschen vollständig aus. Gemeinsame Formen in diesem Rahmen bleiben nur dann bestehen, wenn sie etwa durch kirchliche Vorschriften bedingt und beeinflusst werden (Fronleichnamsfest, Ablass, Oster- und Weihnachtszeit . . .). Die aber ursprünglich mit dem lebendigen Boden verknüpften tiefen Beziehungen kommen hier in Fortfall und die Handlungen verlieren an volkstümlich wertvoller Festlichkeit. (Vgl. die Feier des hl. Abend auf dem Lande und in der Stadt.) Die volkskundlichen Äußerungen in der Stadt können sich demnach nur auf die einzelnen Abschnitte im Ablauf des Lebensjahres (Taufe, Hochzeit, Begräbnis . . .) beschränken; aber auch ihre Innerlichkeit und Verbundenheit leidet unter denselben Verhältnissen. Die Überlieferungen von Wort und Sachgut (Märchen, Sage, Volkskunst . . .) fallen unter diesen Umständen vollends aus. Nur in zwei Gemeinschaftskreisen ist hier eine einheitliche Formung und Stetigkeit in den volklichen Überlieferungen wahrnehmbar, in der Welt der Kinder und im Handwerkerstande. Auf Grund einer besonderen Gesetzmäßigkeit halten sich im Stadtraum Spiel- und Liedgut, die auch an Umfang bei weitem das auf dem Lande verbreitete Material überwiegen, stark lebendig; ja, die Stadt kann hier ausnahmsweise geradezu als Quelle, als Heimat dieses Volkstums angesprochen werden. Bei dem Handwerksstande waren die Handlungen mehr an Gegenstandsformen, die als Ausdrucks- und Sinnbilder der Gemeinschaft Geltung hatten, gebunden. Leider ist diese reiche Art des Verbandsbrauchtums durch die Umstellung der Zünfte in der Mitte des 19. Jahrhunderts verloren gegangen. Der neue Aufbau des Volkstums wird auch hier wieder die abgerissenen Fäden der Überlieferung sinngemäß in die neue Verbundenheit einzuweben haben. So weit läßt sich die volkskundliche Sachlage in der Stadt im

allgemeinen Kennzeichnen. Es ergibt sich daraus die Folgerung: Ohne nähere Beziehungen zu den Kräften des Heimatbodens und dem Volkstum des Landes, verbunden mit echter Gemeinschaftsart muß das Bürgertum volklich nahezu verarmen. Ist die natürliche Grundlage für diese Austauschmöglichkeit nicht mehr vorhanden, dann muß auf dem Wege von Hilfsmaßnahmen versucht werden, neue Bindungen anzubahnen. (Schrebergärten, Grünanlagen, Blumen- und Tierpflege, Randsiedlungen, Wochenend, Wandern, Austausch von Land- und Stadtkindern...).

Welche näheren Voraussetzungen sind nun für die volkshundliche Erziehungsarbeit in den einzelnen obereschlesischen Stadtgebieten anzutreffen? Die Bedingungen für ein zufriedenstellendes Gedeihen des Brauchtums im bürgerlichen Lebenskreis sind in den einzelnen Stadtformen verschieden. Neben den Industriegroßstädten (Benthen, Gleiwitz, Hindenburg) ist die Eigenart der Mittelstädte in den ländlichen Bezirken (z. B. Oppeln, Ratibor, Neisse usw.) zu berücksichtigen. Auch die vielen Kleinstädte in ihren Abstufungen bis zum Marktstädtchen und -flecken verlangen für die Beachtung des Volkslebens die eingehende Kenntnis ihres gesellschaftlichen Gefüges.

Wenn auch die Industriegroßstädte vornehmlich durch die neue Grenzziehung eine Bevölkerungsverdichtung erfahren haben, so findet ihr Volkstum einigermaßen eine Ausrichtung durch die an ihren Rändern liegenden Dorfschaften mit stark landwirtschaftlichem Charakter (z. B. Roßberg, Richtersdorf, Schönwald...). Zu ihrer Einstellung als Grenzdörfer tritt noch die bedeutungsvolle Aufgabe, die Bürger und Arbeiter des nahen Stadt- und Industrielandes an den Segnungen eigenen bäuerlichen Arbeitens und Feierns teilnehmen zu lassen. Während die obereschlesischen Städte durch ihr Alter eine feste Form bürgerlichen Lebens aufzuweisen haben, fehlt diese der aus der dörflichen Siedlung herausgewachsenen, jüngst zur Großgemeinde gewordenen Arbeiterstadt Hindenburg völlig. Der rasche Übergang von der Landwirtschaft zur Industrie hat hier eine Bewegung in das Volkstum gebracht, die erst nach mehreren Menschenaltern zur Ruhe kommen wird. Das Vorschreiten in der Klärung wird sich zwar infolge des weiteren Hineinwachsens in die Stadtform überwiegend nach der bürgerlichen Lebensart hin entscheiden, aber die neue Bürgerschaft wird ihre Beziehungen wegen der anhaltenden Bindung an den Bergbau zum ursprünglichen Raum aufrecht erhalten können.

Die Mittelstädte im Lande zeigen im Verhältnis zur Natürlichkeit und Lebendigkeit der im Industriebetriebe stehenden Bevölkerung einen mehr beharrenden Zustand. Doch darf daraus nicht auf einen höheren Grad des Zusammengehörigkeitsgefühls und der gewachsenen Einheit geschlossen werden. Vielmehr wird hier eine deutliche Auflösung des bürgerlichen Kreises in weitere Schichten (Beamte, Militär...) und damit die Herausbildung eines bürgerlichen Kastenwesens erkennbar. Damit ist gleichzeitig ein bewußtes Abschließen vor den Einwirkungen des eigentlichen Volkslebens verbunden. Zwar hat auch hier schon die nationalsozialistische Bewegung einen Umbruch herbeigeführt, doch sind diese in der Entwicklung des Stadtwesens alt verwurzelten An-

schauungen noch ziemlich spürbar. Die untere Schicht des Stadtvolls hält dagegen die Verbindung untereinander und mit den Dörfern im Weichbilde aufrecht. Im geistigen Gesicht der einzelnen Stadt kommt auch die ihr durch die Geschichte aufgeprägte Eigenart zum Ausdruck. Während z. B. Ratibor Einflüsse österreichischer Art aufweist, hat Oppeln heute noch die Haltung einer alten preussischen Beamtenstadt. In den Zügen des Meisser Bürgertums spiegeln sich mittelalterliche Kultur und militärische Gepflogenheit wieder. Auch diese historisch bedingten Merkmale sind für die Klärung von Volkstumsfragen in der Stadt von Bedeutung.

Günstiger für das Ansetzen von volkshundlichen Erneuerungsbestrebungen ist das bürgerliche Element in der oberschlesischen Kleinstadt, die bisher schon immer einen bedeutsamen Anteil an dem Werden unseres Volkes aufzuweisen hatte. Ihre Lage im landwirtschaftlichen Gebiete, ihre Stellung als Markttort und Kulturmittelpunkt einer Landschaft sichert ihr die Verbundenheit mit dem Hinterlande und damit eine Stetigkeit in der Zuführung bäuerlichen Volkstumskraft. In diesen Kleinformen städtischer Siedlung (z. B. Falkenberg, Leschnitz, Landsberg . . .) wickelt sich der Austausch von Volks- und Kulturgut im rechten Verhältnis ab. Zudem ist noch ein Teil der Einwohnerschaft Ackerbürger, die am Stadtrande Feld und Schenker besitzen. Beamten und Geschäftsleuten steht auch ein uneingeengtes Gartenland zur Verfügung, sodaß dem Kleinstadtbürger die Auswertung dieser Landverbundenheit immer möglich ist. Aus der Untersuchung der Volkstumsverhältnisse in den einzelnen Stadtformen ist ersichtlich geworden, daß die in dem bürgerlichen Lebenskreis unseres oberschlesischen Raumes noch verhältnismäßig stark vorhandene Bindung an die Kräfte des Landes eine gesunde Grundlage für ein gemeinsames Brauchtum, das Stadt und Land umfaßt, abgeben kann.

Nähere Beachtung muß auch der Lebenskreis des Arbeiters finden. In den größeren westdeutschen Industriegebieten ist infolge der besonderen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Eigenart der Volkstumsentfremdung größerer Vorschub geleitet worden. Für unsere Heimat treffen aber die aus diesen Zuständen gefolgerten Befürchtungen nicht zu. Der oberschlesische Industriearbeiter ist auf Grund seines Wesens und seiner Lebenshaltung im Grenzlandraume noch immer mit der heimischen Landschaft und seinem Volkstum so verbunden, daß für eine volkshundliche Erziehung noch überall reichliche Anknüpfungspunkte vorhanden sind. Abriqens sind unsere Industriedörfer (z. B. Miehowitz, Biskupitz, Schomberg . . .), in denen noch heute ein Teil der Einwohner dem Ackerbau nachgeht, immer aus alten landwirtschaftlichen Siedlungen hervorgegangen. Außerdem stellt sich für die Arbeit in der Grube und in der Hütte ein starkes Aufgebot an bäuerlichen Menschen aus den Dörfern der Provinz zur Verfügung, die am Ende der Woche regelmäßig wieder in ihre Heimat zurückkehren, und so einen regen Kräftezußtrom zwischen Bauern- und Industrieland unterhalten. Auf diese Weise ist gerade in unseren Industriesiedlungen ein verhältnismäßig starker ländlicher Einfluß bemerkbar, so daß sie ihrer volkshundlichen Grundform nach noch ohne weiteres dem

dörflichen Lebensraum zugezählt werden können. Die sonstige Gegenstandskultur entspricht der üblichen neubürgerlichen Art, da unsere Industriedörfer um die Ränder der Großstadtgebiete gelagert sind.

Von der volkswissenschaftlichen Forschung ist bisher der Einfluß der in fast allen Dörfern des rechten Oderufergebietes befindlichen Schloßherrschaften übersehen worden. Die Haus- und Landeskultur der obererschlesischen Rittergutsbesitzer zeigt höfischen Ausdruck in allen ihren Stufungen. Für unsere Untersuchung über das Gefüge des Volkstums aber kommt deshalb nicht so sehr die Herrschaft, als vielmehr der an diese Wirtschaftsform gebundene obererschlesische Landarbeiter in Frage. Zumeist auf dem Gutshof mit seiner Familie ansässig, ist er durch seine Arbeit ganz in den Wirkungsbereich des ländlichen Lebens eingestellt. Zwei Besonderheiten kennzeichnen seine Bedeutung für das heimatliche Brauchtum: Infolge seiner erleichterten Freizügigkeit ist er innerhalb des obererschlesischen Raumes ein guter Kenner volkswissenschaftlicher Überlieferungen. Gerade durch das tägliche Zusammensein mit einer verhältnismäßig großen Zahl von Menschen bei landwirtschaftlichen Tätigkeiten wird der Austausch von Erfahrungen und Nachrichten begünstigt. Dazu kommt noch, daß der größere Teil der Mitarbeiter aus Frauen und Mädchen, den eigentlichen volkswissenschaftlichen Erbgutsträgern besteht, die zumeist im Dorfe beheimatet sind und täglich an der Arbeitsstätte erscheinen. Auf diese Weise werden gerade die längere Zeit tätigen Personen im Betriebe, die Vorarbeiter, Schaffer, Stall- und Scheunwärter usw. zu besonderen Trägern des Brauchtums und wertvoller volkswissenschaftlicher Quellen. Die immerhin ärmliche Lebensweise dieser Hofarbeiter bringt es mit sich, daß natürlicherweise die Neigung besteht, innerhalb der Lebens- und Jahreslaufsitten die Handlungen zu berücksichtigen, die mit einer Gabe verbunden sind. So haben die Heischebräuche, wie Sommerfingen, Binden bei der Ernte, Weihnachtsspiele . . . hier eine besondere Pflegestätte gefunden. Nicht zu unterschätzen ist aber in diesem Kreise auch das durch die angestrengte, nicht für den eigenen Boden geleistete, eintönige Arbeit, hervorgerufene Bedürfnis der Ausspannung in Form von volkstümlichen Feiern. Hier liegt das große völkische Verdienst einzelner Herrschaften, die sich altherkömmlich der Pflege dieser Art von Volkstum zur Verfügung gestellt haben. Auf diese Weise wurde nicht nur ein väterliches Verhältnis zu der eigenen Arbeiterschaft aufrecht erhalten, sondern der Schloßhof blieb durch Generationen hindurch eine besondere Lebensstätte ländlicher Gemeinschaftsfeste. Ernte-Dankfeste, Geburtstagsfeiern der Herrschaften, Kirmes, Hl. Abend . . . gestalteten sich so zu lebensfreudigen Feierstunden, an denen oft die gesamte Dorfbevölkerung teilnehmen konnte. Die heutige Auflösung der Gutsbezirke und der Schloßhaushalte wird nicht ohne Folgen auf das bisher von hier aus geförderte Festbrauchtum dieser Art sein. Auch der obererschlesische Arbeiterstand zeigt noch eine verhältnismäßig starke Durchsetzung mit ursprünglichen Volkstumskräften, die ihn mit wesentlich an die Gemeinschaft im Raume binden. Er ist das notwendige Mittelglied zwischen dem bäuerlichen und bürgerlichen Lebenskreis und hat dementsprechend seine Aufgaben nach beiden Seiten hin zu erfüllen.

Zusammenfassend kann von dem ständischen Gefüge unseres Volkstums gesagt werden: Die Verhältnisse in den einzelnen Schichten sind trotz mancher Einbrüche verhältnismäßig gesund. Damit ist auch die notwendig-natürliche Grundlage für eine geeignete volkliche Aufbauarbeit gegeben. Für den vollen Erfolg dieser Maßnahmen bürgt dazu auch die junge Kraft, die unser Grenzland noch bis heute durchströmt und die einzelnen Lebenskreise mit gleicher Stärke zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammenfaßt. Es wird aber auch hier offenbar, daß für die ernste Auswirkung im Volkstum immer nur der in irgendeiner Form an das Land gebundene Stand, der bäuerliche Mensch, als der wertvollste Teil im Volkstraum Geltung haben wird. Die neue volkskundliche Erziehungsarbeit hat deshalb mit folgender Aufgabe zu beginnen: Besinnung im bäuerlichen Lebenskreis und Auswahl und Festlegung eines Brauchtums, das Stadt und Land gleichzeitig umfaßt. (Maifeier, Sonnenwende, Erntedankfest . . .). Beides muß verbunden sein mit einem eigenen Blick für die besonders geformte Geistigkeit und Lebendigkeit unserer Volkstumsgemeinschaft im Grenzlandraume.

Der Weg zum Ich

Eine Ahnenstudie

Von Alfred Schellenberg

Wenn ich heute an dieser Stelle etwas darüber erzähle, wie ich zum Ahnenforscher wurde, und welche Überraschungen ich im Laufe von 2 Jahrzehnten als Ahnenforscher erlebte, so wird gewiß weder mir noch dem Herausgeber jemand daraus einen Vorwurf machen, daß meine Ahnen nicht in Schlesien geboren sind. Jede schlesische Ahnentafel führt in irgendeinem Ahnenstamm über die schlesischen Grenzen hinaus, und es gibt nicht einen einzigen Deutschen, dessen Ahnen alle in einer engen landschaftlichen Begrenzung zu finden wären. Darum ist es auch gleichgültig, ob ein gebürtiger Schlesier, Rheinländer, Bayer oder Frieser über seine Ahnen spricht, jeder Deutsche, der unter die Sippenforscher geht, wird ähnliche Entdeckungen machen wie ich. Aber, daß es sich lohnt, das mögen die nachfolgenden Ausführungen beweisen.

Als mein Bruder im Jahre 1913 in Engers auf der Kriegsschule war, rief ihn eines Tages ein Oberleutnant Schellenberg zu sich, fragte ihn nach dem Geburtsort seines Vaters, und als er diesen, ein kleines Saunustädtchen nannte, erklärte er ihm, daß sie beide bestimmt miteinander verwandt wären. Beim Abschied von Engers schenkte ihm der „Vetter“ ein sehr seltenes Buch, da es in der Schellenbergischen Buchdruckerei im Jahre 1865 anlässlich einer Silberhochzeit nur in 25 Exemplaren in Wiesbaden gedruckt worden war: die Familienchronik des Bierstadter Pfarrers Jakob Ludwig Schellenberg (+ 1806). Diese umfaßte einen Zeitraum von rund 100 Jahren und begann mit dem Hof- und Stadtschirurgus Joh. Theobald Schellenberger, der zu Ende des 17. Jahrh. in Usingen lebte. Diese Chronik, nicht nur ein familienkundliches,

sondern auch kulturgeschichtliches Dokument von höchstem Werte, veranlaßte mich, auf Grund der in ihr enthaltenen Angaben einen „Stammbaum“ aufzustellen, aus dem hervorging, daß der Verfasser der Chronik ein Bruder meines Urgroßvaters war. Der Krieg kam, ich zog als Kriegsfreiwilliger ins Feld. Mein Bruder starb an einer schweren, im 1. Kriegsmonat erhaltenen Verwundung Anfang September 1914 als junger Leutnant im Feldlazarett in Guise. Meine Eltern folgten ihm in den beiden folgenden Jahren, und bald nach dem Tode des Vaters ereilte auch mich eine Kugel, durch die ich – wenn auch „d. u.“ geschrieben – nach einer halbjährigen Lazarettzeit zunächst wenigstens an mein Ersatz-Bataillon gefesselt war. Ich bekam als Genesender einen leichten Dienst beim Kriegsamte des IV. U. R., der mir die Möglichkeit gab, in Ruhe die zahlreichen, im Nachlaß meiner Eltern gefundenen Familienpapiere durchzustudieren und neuen Forschungen nachzugehen. Als letzter männliche Erbe meiner Familie fühlte ich geradezu einen inneren Zwang, die Familientraditionen lebendig zu erhalten, zumal ich zahlreiche Bildnisse, wie auch Tagebücher und Stammbücher, sowie sehr gute Zeichnungen, aber auch Briefe und Gedichte meines Groß- und Urgroßvaters in Händen hatte. In einem Magdeburger Café lagen 50 oder mehr verschiedene Adreßbücher aus. Zwei unter mir am Fernschreiber tätige Einjährige erboten sich auf eine Anfrage von mir, in diesen Adreßbüchern mir alle Namensvettern herauszuschreiben. In kurzer Zeit besaß ich ein Adressenmaterial von einigen hundert über ganz Deutschland verstreuten Namensvettern. Und nun setzte ich einen Fragebogen auf, in dem ich Fragen nach Beruf, Geburtsort und Tag usw. der Eltern, Großeltern, Urgroßeltern stellte, ließ ihn vervielfältigen und in einer Zeit von etwa 14 Tagen gingen rund 200 Briefe (die Post beförderte ja Soldatenbriefe umsonst) nach allen Ecken Deutschlands. Das Resultat war geradezu überraschend. Über 50 Prozent der Briefe wurden beantwortet, und bei der Sichtung ergaben sich über 40 Blutsverwandte, von deren Existenz ich vorher keine Ahnung hatte. Und es zeigte sich weiter, daß mehrere ebenfalls schon mit einer Ausarbeitung des „Stammbaumes“ beschäftigt waren. Einer unter ihnen, der als Arzt noch kurz vor Kriegsschluß im Osten gefallen war, schickte mir aus Breslau – er war gebürtiger Wiesbadener – eine unerwartete Ergänzung für meine Stammtafel, er konnte über den mir bekannten ältesten Ahnherrn Johann Theobald hinaus noch weitere 4 Generationen namhaft machen, und mein ältester Ahnherr war nun ein 1575 im Gaargebiet zum lutherischen Glauben übergetretener katholischer Geistlicher, der letzte Pfarrer des Klosters Neumünster bei Ottweiler. Ende 1917 rückte ich wieder zu meinem Regiment an die Westfront. Auf dem Rückmarsch 1918 bezog ich als Kompanieführer Quartier in Wehlar und suchte dort nun zwei in den Adreßbüchern gefundene Basen auf, zwei ältere Damen, die im Besitze von zahlreichen Gemälden, Tagebüchern, Gedichtbänden (!), Stammbüchern usw. aus unserer Familie waren. Diese wenigen Tage bestärkten mich in meinem Vorsatz, die Gründung eines Familienverbandes herbeizuführen. Nachdem ich im März 1919 aus meinem Regiment ausgeschieden war, siedelte ich nach Berlin über, wo ich sehr viel Zeit hatte, in der dortigen

Universitätsbibliothek sippenkundliche Forschungen anzustellen und mich auch wissenschaftlich in das Gebiet hineinzuarbeiten. Die Frage nach dem Woher war immer brennender geworden. Da erreichte mich eines Tages ein Brief von einem Wiesbadener Arzt, der mir den Tod seines gefallenen Sohnes mitteilte, und der aus den von diesem hinterlassenen Papieren meine frühere Anschrift erfahren hatte. Er forderte mich auf, ihm mein gesamtes Material zu schicken, damit es durch das in seinen Händen befindliche ergänzt werden konnte. Als ich mich ein halbes Jahr später in Frankfurt a. M. niederließ und nun in persönliche Beziehungen zu dem neuen Vetter und seiner Familie trat, da war bereits gewaltige Arbeit geleistet. Von 1575 ab lag eine fast lückenlose Stammsfolge vor, nur war es noch nicht gelungen, Anknüpfung an etwa noch lebende Verwandte in unserer Stammsheimat, dem Saargebiet, zu finden. Da erreichte mich eines Tages eine Karte meines Wiesbadener Vetters, ich sollte doch in Frankfurt a. M. eine Frau Bäckermeister L. ausfindig machen, da diese eine Nachkommnin der alten saarländischen Schellenberger sei. Ich fand den Namen im Adressbuch, suchte die alte Dame auf und seit 3 Jahrhunderten begrüßten sich wieder die Vertreter zweier Familienstämme der gleichen Wurzel, die seit der Mitte des 17. Jahrhunderts keine persönliche Fühlung mehr gehabt hatten und von denen der in der Saarheimat verbliebene Stamm die alte Namensform Schellenberger bis zum heutigen Tage behalten hatte. Das Wiesbadener Tempo wurde nun geradezu fieberhaft. Große Bogen mit nach Linien geordneten Stammsfolgen wurden gedruckt – zunächst auf Kredit in der Schellenberger'schen Buchdruckerei in Wiesbaden – an alle lebenden blutsverwandten Namensvettern mit der Bitte um Korrekturen und Ergänzungen verschickt, einen Monat später war der Familienverband gegründet und wiederum 4 Wochen darauf fand der erste Familientag in Wiesbaden statt, an dem etwa 60 Personen aus Nassau, Hessen, Württemberg, Rheinland, Sachsen (Leipzig), aus Berlin, aus dem Saargebiet, kurzum aus allen Teilen Deutschlands teilnahmen. Satzungen wurden beschlossen, genehmigt, Arbeitsausschüsse eingesetzt und vor allem die Herausgabe der Geschichte unseres Geschlechtes beschlossen. Wenige Wochen später erschien bereits im Quartformat auf bestem Papier mit zahlreichen Abbildungen die erste Lieferung. Sie wurde bezahlt aus den Beiträgen, die der schon beinahe 100 Mitglieder zählende Familienverband in der ersten großen Begeisterung – ich möchte fast sagen – spielend aufbrachte, trotzdem für sehr viele der gestiftete Betrag ein Opfer bedeutete. Damit war die erste Phase beendet. Nun kam für mich die zweite Aufgabe: die Aufstellung der A h n e n t a f e l, denn sie allein gab nur darüber Auskunft, wer Samen und Blut zu meiner Existenz gegeben hatte. Auf Grund der in meinen Händen befindlichen Familienpapiere kannte ich von meinen 8 Urgroßeltern sieben. Von den Vorfahren meiner mütterlichen Großmutter wußte ich nur, daß sie in Zürich gelebt hatten. Wegen der damals schon sehr merkbaren Inflation mußten die Forschungen im Ausland zunächst unterbleiben. Unter meinen Urgroßvätern befand sich ein Obersleutnant Goebecke, der 1820 auf seinem Besitz Schloß Dranienstein gestorben war. Bei ihm

setzte die erste Forschung ein. Bald erfuhr ich, daß sein Bruder geadelt worden war und er einer alten hessischen Familie entstammte. In den Frankfurter Blättern für Familiengeschichte (Jahrg. 1908) fand ich Auszüge aus dem Familienbuch des Amtmann Goecke in Nassau (1677/1733) abgedruckt, die mir eine umfangreiche Ergänzung meiner Ahnentafel einbrachten. Die Auffindung der Heimat des Oberstenleutnants in Diez a. d. Lahn brachte mir den Namen seiner Frau, einer geb. Pagenstecher. In den Händen des bekannten Wiesbadener Augenarztes Dr. Pagenstecher befand sich eine gedruckte Familiengeschichte dieses Geschlechtes. Ich ließ sie mir für einige Wochen aus und konnte daraufhin diesen Ahnenstamm bis 1360 (!) in das Patriziat von Warendorf zurückverfolgen. Die ersten adeligen Namen tauchten nun in dieser Linie auf. Die Mutter der Frau des Oberstenleutnants Goecke war eine geb. Baron aus Hanau. Ich schrieb an die dortige reformierte Gemeinde, erhielt aber keine Antwort. Inzwischen baute ich die Ahnentafel auf Grund des Studiums der Hessischen Gelehrten- und Familienhistorie von Strieder und anderer gedruckter Quellen aus, erwarb auch aus dem Antiquitätenhandel Bildnisse meiner Ahnen Pagenstecher, da kam eines Tages ein dicker Brief aus Hanau an, der zu meinem großen Erstaunen eine umfangreiche Ahnentafel der Anna Margarete Baron verh. Pagenstecher enthielt, die ein Hanauer Archivar auf Grund meiner über ein halbes Jahr zurückliegenden Anfrage aufgestellt hatte. Sie brachte mir eine große Überraschung. Diese Anna Marg. Baron war die Nachfahrin alter nordfranzösischer und niederländischer reformierter Emigrantenfamilien, die im 16. Jahrhundert aus ihrer Heimat ihres Glaubens wegen vertrieben, zunächst in Frankfurt a. M. Zuflucht gefunden und dann in Hanau dem Grafen von Münzenberg die Neustadt aufgebaut hatten. Die Namen: Guiselin, Philippe, Le Roy, Le Tichon, Essens, Cammerling, Raquet, Charlier, Buissine, Beecker sagten genug. Damit war meine Ahnentafel zum ersten Mal über die Grenze gegangen. Nachdem ich noch von den verschiedensten Pfarrämtern zahlreiche Ergänzungen bekommen hatte, wurde ich Mitglied des von dem verst. Landgerichtsdirektor Dr. Foerster ins Leben gerufenen Ahnenlistenanstausches (ALA) in Chemnitz (später in Dresden), dem ich meine Ahnenliste, etwa 250 Personen, einschickte. In den nächsten Jahren wirkte sich diese Mitgliedschaft außerordentlich günstig aus. Hatte ich in der ersten Zeit in der Hauptsache nur Fragen anderer zu beantworten, so wurde das mit dem Anwachsen der ALA-Kartei allmählich anders. Eines Tages fragte bei mir auf Empfehlung des ALA ein Pastor in Cassel, ein bekannter Genealoge an, ob ich ihm Mitteilungen über die in meiner Ahnentafel stehende Familie Pforr(ius) in Diez, Schmalkalden und Contra machen könnte. Das war der Fall. Daraufhin erhielt ich postwendend von ihm die Mitteilung, daß Prof. Dr. Knetsch in Marburg eine Nachfahrntafel der Margarete von Hessen, einer natürlichen Tochter Ludwigs II, die 1486 in Kassel den Bürgermeister Heinrich Furster geheiratet hatte, veröffentlicht habe, daß ich ebenfalls ein Nachkomme dieses Ehepaares und damit natürlich auch fast aller deutschen Kaiser und Könige des M. A. bis zu Karl d. Gr. wäre.

Ich verschaffte mir den Aufsat; von Knet;ch und stellte die Richtigkeit fest. Damit war mit einem Male ein Ahnenseggen über mich gekommen, dessen Verarbeitung und Einordnung Monate erforderte. Mein historisches Interesse war wieder geweckt worden, und ich baute lange, lange Ahnentafeln deutscher und anderer Kaiser und Könige auf und erhielt überraschende Einblicke in die genealogischen Zusammenhänge der europäischen Fürstenhäuser. Daneben stellte ich auch fest, daß ich eine ganze Reihe Ahnen mit unserm größten Dichter Goethe, aber auch mit seiner „Lotte“ gemeinsam hatte.

So schöne Fortschritte meine väterliche Ahnentafel aufzuweisen hatte, so sehr war ich mit den Forschungen der mütterlichen Linie im Rückstand. Meine Mutter war in Zürich geboren und ihre Eltern hatten auch dort geheiratet. Ich beschloß nun, den Plan einer Italienreise mit einem Forschungsaufenthalt in Zürich zu verbinden. Ich führte ihn aus und konnte auf dem Stadtarchiv in Zürich zu meiner großen Freude feststellen, daß die mütterlichen Urgroßeltern aus Hessen-Kassel, Baden und Württemberg stammten. Damit lag wieder ein weites neues Betätigungsfeld für die Forschung vor mir. Bald stellte sich der erste „schwarze Punkt“ ein. Eine meiner Urgroßmütter, eine schwäbische Bauerntochter, war unehelich geboren, der Vater „hatte sich nicht gestellt“, wie mir der Pfarrer schrieb. Wem fiel dabei nicht der drastische Vers ein: „Wenn über eine Gache Gras gewachsen ist, kommt sicher ein Kamel, das alles runterfrisst.“ Endlich brachte die mütterliche Seite den ersehnten Ausgleich zu der etwas allzu reichlich akademisch gebildeten väterlichen Ahnenschaft: es kamen schwäbische Bauern und badische Handwerker. Unter den Badenern wurde ein Ehepaar für meine Forschung wichtig: der Konditor Gaum, Bürgermeister in Bretten, heiratete 1784 eine Tochter des Amtsschreibers Liesching in Verdingen. Diese Familie Liesching gab mir in der Folgezeit eine Fülle von Anschlüssen an bereits vorhandene Ahnentafeln schwäbischer Geistesgrößen. Hatte ich väterlicherseits Ahnengemeinschaften mit Goethe, dem Philosophen Hegel, mit Manfred von Richthofen und dem aus einem schlesischen Riesengebirgsgeschlecht abstammenden Naturforscher Haeckel gefunden, so gesellten sich zu diesen Namen nun von der Mutterseite her: Schiller, Uhland, Mörike, Hölderlin, Hauff, Kerner, Schelling, noch mehrmals der Philosoph Hegel, Justus von Liebig und zahlreiche andere. Von allen Seiten strömten die Ahnen her und noch lange ist kein Ende. Erst diese Weihnachten, als der Verlag C. A. Starke in Görlitz den 80. Band seines „Deutschen Geschlechterbuches“ herausbrachte, konnte ich in der Stammfolge Brand den Anschluß an Sebastian Brand, den berühmten Verfasser des „Narrenschiffes“, das 1494 in Basel erschien und an dem vermutlich auch der junge Albrecht Dürer mitgearbeitet hat, feststellen. Kam ich väterlicherseits in die Emigrantenkreise zu Hanau, so mütterlicherseits durch die Urgroßmutter Romain in die französische Hugenottenkolonie in Kassel. Aber die Liesching führte ein weiterer Weg im 16. Jahrhundert in französische Familien nach Lothringen und im gleichen Jahrhundert durch die Caspert nach Italien. Freilich

dieser aus Italien eingewanderte Ahne Franz Caspert trägt als Doppelahne die schon verhältnismäßig hohen Ahnenziffern 30 624 und 122 848. Als meine Eltern sich verheirateten, hatten sie keine Ahnung, daß sie beide Nachkommen der gleichen Familie Rens in Ulm (16. Jahrh.) waren.

Es hat nun natürlich keinen Sinn, Ahnen wie Briefmarken zu sammeln. Hat man einigermaßen ein Ahnengerüst zusammen, so muß zu dem Gerüst das Leben kommen. Man muß versuchen, soviel wie möglich über seine Vorfahren zu erfahren, die wichtigsten sind hierbei natürlich die nächsten. Man kann schon da allerhand Überraschungen erleben. So wußte ich, daß mein Großvater als cand. jur. 1828 in Heidelberg relegiert worden war. Da er ein politischer Heißsporn war, nahm ich immer an, daß diese Relegation aus politischen Gründen erfolgt war. Gelegentlich eines Besuches in Heidelberg stellte nun ein Vetter von mir in den Universitätsakten zwar leider nicht den genauen Sachverhalt, aber immerhin einen allerhand Kombinationen Spielraum gewährenden Aktenvermerk fest. Nicht aus politischen Gründen war der Herr Großpapa relegiert worden, sondern „wegen der Café-Wirthin Diezin“. Mehr war nicht zu erfahren.

Wer heute noch skeptisch der Ahnenforschung gegenübersteht, der werfe einmal einen Blick in die von der „Zentralstelle für Personen- und Familienforschung“ in Leipzig herausgegebenen „Ahnentafeln berühmter Deutscher“, in denen auch die von mir bearbeitete Ahnentafel des Malers Adolph von Menzel aufgenommen wurde, und er wird erstaunt sein, welche Fülle von Aufschlüssen die Ahnen über eine Persönlichkeit geben können. Auch ich lese heute in der Geschichte meiner Vorfahren wie in der Chronik meines eigenen Lebens. Überall stellen sich Beziehungen und Parallelen ein, das Gestern wird zum Heute, das Heute zum Gestern.

Der nationalsozialistische Staat hat als erster das eugenische Prinzip in sein Programm aufgenommen. Der Sachverständige für Rasseforschung beim Reichsministerium des Innern hat gewaltige Aufgaben vor sich. Die weit über 1 Million zählende Ahnenkartei der „Deutschen Ahnengemeinschaft“ (früher ALN) ist nach Berlin von Dresden überführt worden, in ihr soll einst jeder Deutsche, der Nachkommen gehabt hat, stehen, sodaß jeder auf seine Anfrage von der Behörde die ihm zugehörigen Ahnen „geliefert“ bekommt. Freilich, das liegt noch in weiter Ferne.

Der Weg zu den Ahnen und über sie führt nicht nur zum eigenen Ich, sondern auch zum Du, zur Volksgemeinschaft. Denn es gibt keinen Arbeiter und keinen Bauer, der nicht Kaiser und Könige, und keinen Fürsten, der nicht Arbeiter und Bauern zu Ahnen hätte. Im Angesicht der Vergangenheit sind wir alle gleich. Und das ist der Sinn der Sippenforschung, in jedem deutschen Volksgenossen den aus gleicher Wurzel kommenden Bruder zu sehen und mit ihm Hand in Hand zu arbeiten an dem Aufstiege des deutschen Vaterlandes.

Der Marientodaltar von Langendorf, Kreis Gleiwitz

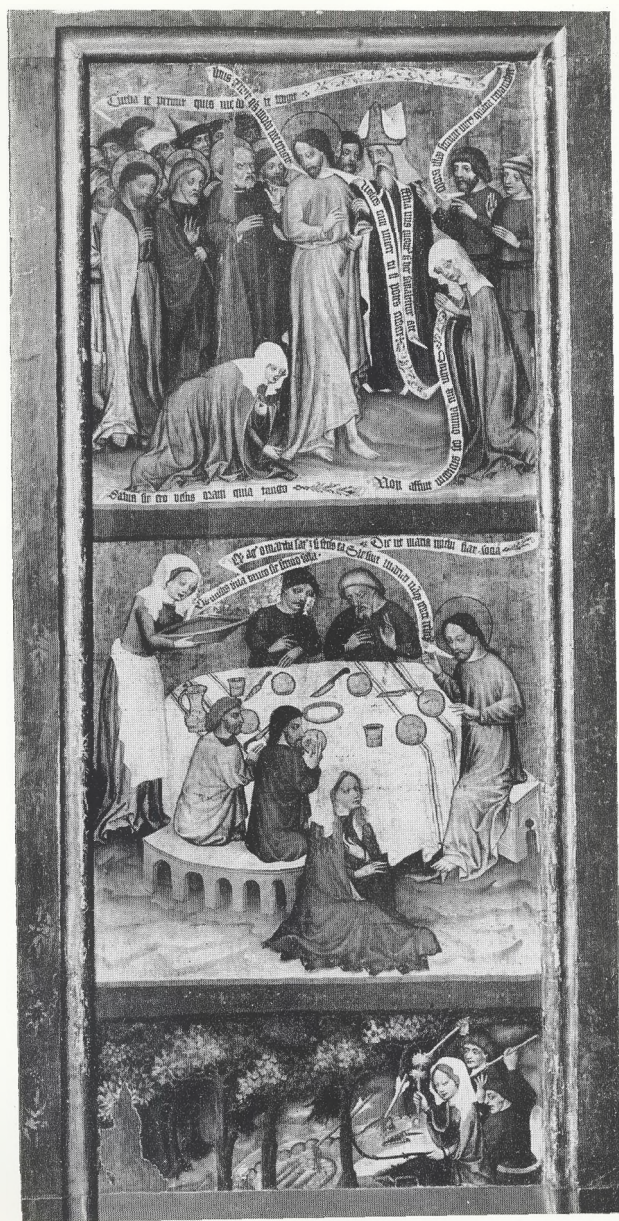
Eine bilderkundliche Seltenheit

Von Dr. Paul Knötel

Vor mehreren Jahren ist eine Tafel mit der Darstellung des Marientodes aus der Kirche von Langendorf, Kreis Ost-Gleiwitz in das Breslauer Diözesanmuseum gelangt, nachdem sie zuletzt als Verschalung der Orgeltreppe gedient hatte. Es war wohl die höchste Zeit, daß sie von dieser gefährlichen Stelle kam, wenn sie schließlich nicht ganz zerstört werden sollte. In Breslau fachmännisch wieder hergestellt, erweist sich die Tafel als ein künstlerisch bedeutsames Werk aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts, zugleich aber auch als eine wichtige Etappe in der Entwicklung, die die Darstellung des Marientodes in der mittelalterlichen Kunst genommen hat. Wir haben in ihr zwei Typen dieses Vorwurfs zu unterscheiden. Der ältere zeigt die Jungfrau als Tote auf einem dem Beschauer parallel stehenden Lager ausgestreckt, zu ihren Häupten und Füßen die Apostel, die nach der Legende auf wunderbare Weise in Jerusalem zusammengeführt worden waren, um auf Marias Wunsch ihrem Tode und Begräbnisse beizuwohnen. Hinter oder über ihrer Ruhestätte steht oder schwebt Christus mit der Seele der Jungfrau in Kindesgestalt. So sehen wir z. B. den Vorgang in einem Tympanonrelief des 13. Jahrhunderts aus dem alten Vinzenzloster bei Breslau im Kunstgewerbemuseum dieser Stadt. Im weiteren Verlauf der Entwicklung gruppieren sich die Apostel von ihrer ursprünglichen Stellung aus hinten um das Bett herum.

Völlig von diesem Typus weicht dann eine jüngere Darstellungsart ab. Als Beispiele weise ich die Leser des „Oberschlesiers“ auf die Mittelstücke des von Veit Stöck geschaffenem Hochaltars der Marienkirche in Krakau und des Schweidnitzer, unter dessen Einflusse entstandenen Marientodaltars hin, die beide im Aprilheft des vorigen Jahres abgebildet sind. Hier kniet Maria als Sterbende zwischen den um sie gescharten Aposteln, die z. T. nach oben blicken, wo Christus mit der Seele Marias in den Himmel entschwebt. Es sei nebenbei hier angemerkt, daß sich gleichzeitig ein ähnlicher Typenwechsel in der Geburt Christi vollzogen hat. Auch hier ruht Maria zuerst auf einem Lager, neben sich (d. h. im Stil der Zeit über oder unter sich) das gewickelte Kind, dann aber die vor dem Kinde knieende und anbetende Jungfrau, die sich ja, bis auf verschiedene Abwandlungen in Einzelheiten, bis auf unsere Tage behauptet hat. So sehr nun die älteren und jüngeren Typen der Geburt wie des Marientodes voneinander abweichen, so gibt es selbstverständlich doch Übergangsglieder, die uns die Entwicklung dieser aus jenen erkennen lassen. Dazu gehört auch unsere Langendorfer Tafel. Doch sei zunächst auf ein anderes, etwas älteres Bild in einem Altar des bischöflichen Schlosses in Frauenburg (Ostpreußen) hingewiesen.¹ In dem durchquerenden Bett,

¹ Abbild. H. Ehrenberg, Deutsche Malerei und Plastik von 1350-1450, S. 58



Lichtbild Erchtesisches Museum der bildenden Künste, Breslau

Altarflügel aus Langendorf, Kr. Loß-Gleiwitz. Meister der Breslauer Hedwigstafel, um 1420



Marientodaltar aus Langendorf, Kr. Tost-Gleiwitz, 1. Viertel des 15. Jahrhunderts

den dicht gedrängten Aposteln hinter ihm, über denen sich die typische Christusgestalt erhebt, haben wir noch die Hauptelemente der älteren Darstellungsweise vor uns. Aber das Bett ist leer; vielmehr kniet die Jungfrau ganz allein vor demselben an einem Betstuhl. Was zu dieser Veränderung geführt hat, ist noch nicht ganz klar. Mehrere von theologischer Seite vorgebrachte Erklärungen scheinen mir doch zweifelhaft. Vielleicht sollte darauf hingewiesen werden, daß die Mutter des am Kreuze gestorbenen Christus nicht auf der weichen Bettstatt sterben wollte. Daneben aber dürfte auch die Volksanschauung mitgespielt haben, nach der dem Menschen der Tod erleichtert wird, wenn man ihm das Kopfkissen wegzieht oder er ganz aus dem Bett herausgehoben wird. Auf unserem Langendorfer Gemälde ist, wie man sieht, die ältere Anordnung wie in Frauenburg beibehalten; wie hier ist auch dort Petrus als erster Papst durch die päpstliche Krone hervorgehoben. Aber neben der Jungfrau sind zwei Apostel nach vorn genommen worden, einer, der knieend die Sterbegebete liest, und ein zweiter, Johannes, der die Sterbende unterstützt und dadurch eigentlich den Vorgang erst verständlich macht. Es ergab sich in der Folge von selbst, daß dann auch die übrigen Apostel nach vorn rückten, vor allem Petrus, der als Leiter der kirchlichen Zeremonien oft einen Sprengwedel trägt, wie auch auf unserem und dem Frauenburger Bilde. So wurde die Bettstatt entweder nach hinten gerückt oder verschwand ganz hinter den sich drängenden Aposteln wie in den erwähnten Schöpfungen des Veit Stoss und seiner Schule.

Es ist sicher, daß das Langendorfer Gemälde einst das Mittelstück eines Flügelaltars bildete. Wie es selbst fast dem Untergange geweiht war, so mußte man annehmen, daß auch seine Flügel schon längst verloren wären. Und doch ist der eine erhalten. Im vergangenen Jahre erwarb der damalige Direktor des Museums der bildenden Künste in Breslau, Dr. Wiese, im Kunsthandel einen Altarflügel, weil er in ihm den einen von der Langendorfer Marienodtafel erkannt hatte, und zwar, wie er mir mitteilte, aus stilistischen Gründen, wie auch weil die Größenverhältnisse genau zueinander passen. Diesen Gründen lassen sich aber noch andere hinzufügen. Ich weise zunächst auf die Schriftbänder hin, auf denen Aussprüche der dargestellten Personen verzeichnet sind. Charakteristisch gehen in beiden Fällen diese Bänder vom Munde oder aus den Händen einzelner Gestalten, und zwar am Anfang und Ende sich biegend, hervor. Gleichartig sind auch die Formen der Buchstaben und die Ornamente, die den leeren Raum einzelner Schriftbänder ausfüllen. Auf dem Spruchbande, das von Christi Munde auf dem Marienode ausgeht, stehen die Worte: *Veni electa mea et ponam in te thronum meum*. Maria antwortet: *Pecratum cor meum, deus, paratum cor meum*.² Diese Worte entstammen der unter dem Namen *legenda aurea* bekannten Legendensammlung des Genueser Erzbischofs Jacobus de Voragine (+ 1296). Es ist klar, daß sie nicht von dem Maler des Bildes gewählt worden sind, der natürlich nicht Lateinisch verstand,

² Komm, meine Auserwählte, und ich werde auf dich meinen Thron setzen - Mein Herz ist bereit, Gott, mein Herz ist bereit.

sondern daß sie ihm ein Geistlicher angegeben hat.³ Daß dieser auch die Bildinhalte und Reden auf den Spruchbändern des Altarflügels in Auftrag gegeben hat, ergibt die Wahl der oberen und unteren Darstellung, die die Kenntnis der *legenda aurea* voraussetzt. Die Einzelbilder auf Altarflügeln pflegen gewöhnlich dadurch zu einer Einheit verbunden zu werden, daß sie Darstellungen aus der Geschichte oder Legende einer Person zum Gegenstande haben. Das scheint hier nun nicht zu sein, da oben die Heilung der blutflüssigen Frau (Lukas 8, 40 ff., Matthäus 9, 18 ff., Markus 5, 21 ff.) im Bilde erscheint, während in der Mitte Christus als Gast im Hause der Martha (Lukas 10, 38 ff.) auftritt. Die innere Verbindung der Stoffe aber ist sofort gegeben, wenn wir aus der *legenda aurea* in der Legende der Maria Magdalena erfahren, daß die blutflüssige Frau deren Schwester Martha gewesen sein soll. Also auch hier die genannte Legende als Quelle des Bildstoffes wie in dem Marienode. Sie ist es endlich auch für das untere Bild, das, wie wir noch sehen werden, einen Vorgang aus der ganz sagenhaften Legende der hl. Martha zur Darstellung bringt. Uns alledem ergibt sich, daß die drei Bilder durch die hl. Martha zu einer Einheit verbunden sind und ihrem Preise dienen. Damit aber wird unser Flügel zu einem bilderkundlichen Unikum, da, auch abgesehen von anderen älteren, in dem neuesten Werke über Heiligenikonographie von R. Künstle überhaupt keine Bilder aus dem Leben dieser auch sonst nicht zu häufig dargestellten Heiligen bekannt sind, und die Heilung der blutflüssigen Frau, aber ohne Beziehung auf Martha, nur in der älteren mittelalterlichen Kunst vereinzelt vorkommt.

In den genannten Stellen der Evangelien steht dieser Vorgang in engstem zeitlichem Zusammenhange mit der Auferweckung der Tochter des Synagogenvorstehers Jairus. Als jüdischer Priester nach der Weise des Mittelalters durch die Bischofsmütze kenntlich, hat er flehend Christi Arm erfaßt, um ihm um Rettung für sein todkrankes Kind zu bitten; aber schon nahen von rechts Boten aus seinem Hause mit der Nachricht von seinem Hinscheiden. Die vorn Knieende Frau ist Maria Magdalena, die, von der wunderbaren Heilung der Schwester tief ergriffen, Christi göttliche Kraft anbetend verehrt. Ist so der Bildinhalt voll von innerem erhöhtem Leben, so erfährt das Ganze noch eine Steigerung durch die Worte auf den Schriftbändern. Wie die Inschriften auf Glocken, Auktgeräten u. a. nur selten gelesen werden und wurden, so war es natürlich auch mit den auf unserem Altar der Fall, aber das hat den geistlichen Verfasser nicht gehindert, in ihnen eine Art dramatische Dichtung zu schaffen, die er, nicht gerade mit großem Glück und Geschick, teilweise in die Form von Hexametern gegossen hat. Es sprechen:

Petrus: Turba te premit, quis modo te tetigit⁴

Christus: Quis exivit, quis modo me tetigit

Martha: Salva sic ero, vestis manu quia tango

³ Der Maler hat auch einen Fehler gemacht, indem er statt *te in in te* schrieb. Richtig muß es also im Deutschen heißen: ich werde dich auf meinen Thron setzen. - Ich erinnere dabei an die zahlreichen Marienkrönungsbilder, wo die Jungfrau neben Christus auf dem Throne sitzt.

⁴ Man vergleiche die charakteristischen Köpfe des Apostels hier und auf dem Marienode.

Maria Magdalena: Non astitit medicus, sed divina tua virtus

Zairus: Fillia utique moritur, sed hec sanabitur a te

Die Boten: Mors illam stravit, virtus quanta reparabit

Christus⁴: Noscis eam vivere, tu si potes credere.⁵

Damit ist der Altarflügel nicht nur ein künstlerisches, sondern auch ein kleines dramatisches Literaturdenkmal jener Zeit.

Das mittlere Bild, Christus im Hause der eifigen Martha, während deren Schwester zu seinen Füßen sitzt (Lukas 10, 38 ff.), bedarf keiner weiteren Erklärung. Martha spricht: Cur . . . una tanto sic servio sola — Dic ut Maria michi fiat socia. Christus antwortet darauf: Quid agis o Martha? satis si fecis (feceris) ed — Sic sine Mariam namque tenet reliquum.⁶

Das unterste Gemälde ist nur in seinem oberen Teile erhalten, insofern der Flügel für einen schmäleren Altartisch auf seiner Rückseite als Antependium bemalt und verwendet wurde. Nach der legenda aurea hauste in Südfrankreich, wohin Martha mit ihren Geschwistern gekommen sein soll, zwischen Arles und Avignon in einem Walde ein furchtbarer Drache. Auf die Bitten der Bevölkerung besprengte sie ihn mit Weihwasser, zeigte ihm ein Kreuz und fesselte nun den so Besiegten mit ihrem eigenen Gürtel. So konnten ihn die Leute ohne Gefahr töten. Mit Ausnahme des Kreuzes stimmt unser Bild mit dieser Schilderung des Legendenschreibers so genau überein, daß auch dadurch der gleiche geistliche Auftraggeber für den Flügel und den Marien- und damit aber auch der gleiche Maler festgelegt ist.

Wenn auch der zweite, den Altar vervollständigende Flügel wohl für immer verloren ist, so wird man doch mit ziemlicher Sicherheit den Inhalt seiner Bilder mutmaßen dürfen, nämlich drei bedeutsame Vorgänge aus dem Leben von Marthas Schwester Maria Magdalena und zwar Christi Salbung durch diese, ihre Begegnung mit dem auferstandenen Heiland, (noli me tangere) und ihr Emporgehobenwerden durch Engel (siebenmal am Tage), wie es uns die in Südfrankreich verörtlichte Legende erzählt. Während hier wie auf dem untersten der Marthabilder kein Spruchband vorhanden gewesen sein wird, boten die beiden anderen in den Gesprächen der auftretenden Personen dazu in Bezug darauf Gelegenheit, so daß auch ein völliger Parallelismus der Tafeln in die Erscheinung getreten sein dürfte.

⁴ Petrus: Die Menge undrängt dich; wer hat dich eben berührt? — Christus: Wer (welche Kraft) ging (von mir) aus (in der Vulgata: nam ego novi virtutem de me exiisse), wer hat mich eben berührt? — Martha: So werde ich gesund sein, wenn ich sein Kleid mit der Hand berühre — Maria Magdalena: Nicht der Arzt hat geholfen, sondern deine göttliche Kraft — Zairus: Meine Tochter stirbt auf jeden Fall, aber diese (Martha) wird von dir geheilt werden — Die Boten: Der Tod hat sie hingerafft, welche große Kraft wird sie auferwecken? — Christus: Du weißt nicht, daß sie lebt, wenn du glauben kannst.

⁵ Martha: Warum . . . so diene ich allein. Sprich, daß Maria mir hilft. Christus: Was schaffst du, o Martha, wenn du dies genug getan hast, so laß Maria, denn sie hält das übrige (hat den besten Teil erwählt).

Den Druckstock „Marien- und Altar Langendorf“ (Hauptbild) ließ freundlicher Weise Frankes Verlag und Druckerei, Breslau / Habelschwerdt.

Drei Quellen zur ältesten Geschichte Oberschlesiens

Von Dr. Joseph Gottschalk

Es ist überall so, daß die ersten schriftlichen Zeugnisse über ein junges Volk von den Nachbarnländern oder in großen Reisebeschreibungen gegeben werden. So nennt der sog. Bayerische Geograph¹ die Opolini schon um das Jahr 890, während die älteste uns erhaltene Originalurkunde, die ein Oppelner Herzog über Rechtsverhältnisse seines Landes ausgestellt hat, erst aus dem Jahre 1222 stammt.² Uns interessieren heute vor allem die völkischen und politischen Grenzen vergangener Zeiten. Darum ist eine gründliche Untersuchung der Quellen, die über die Geschichte des Ostmarkes um das Jahr 1000 berichten, dringend notwendig. Dieser schwierigen Aufgabe hat sich nun B. Stasiński³ unterzogen. Der Wert seines Buches, dessen Inhalt wir im folgenden wiedergeben, liegt vor allem darin, daß es zum ersten Male die gesamte gedruckte Literatur, die im Laufe der Zeit außerordentlich angewachsen und vielfach zu einander widersprechenden Ergebnissen gelangt ist, herangezogen und kritisch verarbeitet hat. Besondere Aufmerksamkeit wurde der polnischen und tschechischen Literatur gewidmet, die bis zum Ausgang des Weltkrieges bei uns unbekannt war. St. untersucht den Reisebericht des Ibrahim Ibn Jakub (nach 973), das päpstliche Regest Dagone iudex (kurz vor 990) und das Prager Privileg aus dem Jahre 1086. In keiner dieser drei Quellen wird das Land Oberschlesien oder einer seiner Orte genannt. Und doch sind sie für uns von großer Bedeutung, weil sich die Angaben unserer Historiker über Oberschlesien immer auf diese Quellen stützen.⁴

1. In dem Buch der Wege und Länder des in Spanien ansässigen Arabers Al Bekri (+ 1094) ist ein Reisebericht des Juden Ibrahim Ibn Jakub über die Slavenländer enthalten. Neuere Untersuchungen lassen es als gesichert erscheinen, daß Ibrahim, der als Kaufmann in Böhmen, Sachsen und Mecklenburg tätig war, im Jahre 973 in Merseburg vor Otto dem Großen erschienen ist. Seine Angaben über die Slaven haben für die älteste Geschichte Polens eine übertragende Bedeutung, wenn auch vor einer kritiklosen Annahme einzelner Angaben (z. B. Zahlen) gewarnt werden muß. Ibrahim nennt Boislav, den König von Prag, Böhmen und Krakau, sowie Meschegog, den König des Nordens. Des letzteren Land bezeichnet er als das ausgedehnteste der Slavenländer. Die für uns entscheidende Frage lautet: Gehörte Krakau damals zu Polen oder zu Böhmen? Während Holzmann sich für die Zugehörigkeit von Krakau (= Kleinpolen) zu Böhmen entschied, hat Zakrzewski nachzuweisen gesucht, daß Ibrahims Reisebericht für die Zugehörigkeit Krakaus zu Böhmen keine absolut entscheidende Quelle sei. Ihm schließt sich St. an und formuliert das Ergebnis folgendermaßen: „Aus den Nachrichten des Ibrahim Ibn Jakub darf die Zugehörigkeit Krakaus zu Böhmen nicht gefolgert werden“.

2. Der in der Regestensammlung des Kardinals Deusdedit enthaltene Auszug aus einer Urkunde bietet die Nachricht von der Schenkung Polens an den Apostolischen Stuhl durch den iudex Dagone, diese Quelle wird deshalb als das „Regest Dagone iudex“ bezeichnet. Es enthält eine Fülle von Problemen, die noch längst nicht zufriedenstellend gelöst sind. Da der ursprüngliche Wortlaut dieser Schenkungsurkunde verloren gegangen ist, werden einzelne Fragen

¹ B. von Keltich, Der bairische Geograph. Altpreussische Monatsschrift, herausgegeben von Reide und Wiedert, Bd. 23 (Königsberg 1886) S. 505–60. Die letzte Ausgabe dieses Textes bietet E. Kucharski, Zapiska karolińska, zwana niewlaściwie „Geografem bawarskim“. Sprawozdania Towarzystwa Naukowego we Lwowie, Jahrgang 5 (Lemberg 1925) Heft 3 S. 84–86.

² Cod. dipl. Sil. Bd. VII, 1 Regest 249.

³ B. Stasiński, Untersuchungen über drei Quellen zur ältesten Geschichte und Kirchengeschichte Polens. Breslauer Studien zur historischen Theologie Bd. 24 (Breslau 1933). 178 Seiten. 9,50 RM.

⁴ R. Holzmann, Böhmen und Polen im 10. Jahrhundert. Zeitschrift des Ver. f. Gesch. Schles. Bd. 52 (1918) S. 1–37. L. Schulte, Beiträge zur ältesten Geschichte Polens. Ebenda S. 38–57. Ihnen sind E. Lasowski, Grundlinien der geschichtlichen Entwicklung Oberschlesiens (1931) und Jos. Gottschalk, Die D/C Pfaffenherzöge im 12. und 13. Jahrhundert (1932) gefolgt.

nie ganz geklärt werden können. Man ist sich heute im wesentlichen darüber einig, daß mit dem *iudex* Dagone der Pfaffenherzog Mieszko (= Misika, Mestko) gemeint ist. Sein Name Dago ist auf seine Beziehungen zu den Normannen zurückzuführen. Die Schenkung seines Landes muß vor dem Jahre 990 stattgefunden haben. Uns interessiert die Frage: Gehörte Krakau damals zu dem Polenreich des Mieszko? Das Regest sagt: „Sein Land erstreckt sich von den Grenzen der Russen bis nach Krakau, und von Krakau bis an die Oder geradeaus bis zu dem Ort Alenure und weiter zum Meißener Lande“. Bisher war man der Ansicht, daß Krakowien (und auch Oberschlesien) in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts zu Böhmen gehört habe und daß es erst 999 unter Boleslaw Chrobry von den Polen erobert worden sei. Demgegenüber stellt Et. fest, daß das Regest Dagone *iudex* Krakau als polnisches Gebiet betrachtet. Aber die Deutung des Ortsnamens Alenure ist man sich nicht einig; vermutlich ist die Landschaft Alenure identisch mit der Gegend um den Mohrafluß. Et. schildert dementsprechend die Grenze zwischen Polen und Böhmen folgendermaßen: „Voigt bezeichnet es als den ersten und unmittelbarsten Eindruck, daß sich die Grenze von Krakau weiter nach Westen am Gebirge nach dem Milziner Lande hinziehe. So wäre denn die geopolitische Auffassung richtig, die als Südgrenze einen Winkel von 120 Grad ansieht, dessen beide Schenkel von den Karpathen und Sudeten geformt werden. Die genaue Lage des Scheitelpunktes kann nicht mehr angegeben werden. Die Grenze wird aber zwischen den beiden Höhenzügen ungefähr auf der Linie der heutigen Städte Teschen, Hultschin und Troppau gelegen haben“. Nach Et. ist also das heutige Oberschlesien schon vor 990 dem von Mieszko (963-992) gegründeten Polenreich angegliedert worden.

3. In dem sog. Prager Privileg aus dem Jahre 1086 finden sich einige Grenzangaben, die angeblich aus der Gründungszeit des Bistums Prag (973) stammen. Weder diese Urkunde noch der Stiftungsbrief des Bistums Prag sind im Original erhalten. Als Teile dieser Diözese werden die schlesischen Gauen Blasane, Trebouane, Pobarane und Dedosige genannt. Die Angaben über die Ostgrenze sind unklar; eine Ausdehnung des Prager Bistums bis nach Krakau, bis zum Bug und Styr ist sehr unwahrscheinlich. Außerdem läßt sich die kirchliche Unabhängigkeit Mährens von Böhmen im ausgehenden 10. Jahrhundert erweisen. So kommt Et. zu folgenden Ergebnissen: Die Grenzen Polens vor 990 lassen sich durch das Prager Privileg nicht bestimmen. Auch der Reisebericht des Ibrahim Ibn Jakub verbürgt nicht die Zugehörigkeit Krakaus zu Böhmen. Das Regest Dagone *iudex* dagegen spricht direkt von der Zugehörigkeit Krakaus zu Polen.

Gerade Et.'s fleißige, erstmalig die gesamte deutsche und slawische Literatur sichtende Arbeit zeigt, wie verwickelt und ungeklärt die Frage nach der Südgrenze Polens im ausgehenden 10. Jahrhundert ist. Schon der Befund der Quellen selbst - es fehlen die Originale - ist ungünstig; zudem ist die Glaubwürdigkeit der Dokumente infolge der darin enthaltenen Unklarheiten und Ungenauigkeiten nicht ganz einwandfrei. Schlesien war im 10. und 11. Jahrhundert stets Kampfapfel zwischen Böhmen und Polen. Je nach den kriegerischen Erfolgen wechselte demnach auch die Grenze beider Länder. Ich nenne im folgenden einige Tatsachen, die auf enge Beziehungen des piastischen Schlesien zu Böhmen hindeuten. Im Jahre 1104 brannte Kosel ab, das als polnisches Kastell an der Grenze von Böhmen bezeichnet wird, während Ratibor - dem Ortsnamen liegt wohl ein böhmischer Personenname zugrunde - 1108 von den Polen erst erobert wurde.⁵ Dem mährischen Bistum Olmütz (gegründet 1063) hatte man das Sudetenvorland von Hultschin bis Neustadt zugesprochen.⁶ Im 12. Jahrhundert wurde der alte Gau der Golemsizi in das Troppauer und Ratiborer Land aufgeteilt; Troppau kam zu Böhmen, Ratibor zum piastischen Schlesien.⁷ Noch zu Beginn der deutschen Wiederbesiedlung wurde hier die Einrich-

⁵ Cod. dipl. C. I. Bd. VII, 1 S. 19 und 21.

⁶ Jof. Jungnickl, Die Grenzen des Bistums Breslau. Darstellungen und Quellen zur schles. Gesch. Bd. 3 (1907) S. 3.

⁷ E. Maerischke, Die Burg und das Burggebiet Golemsnice. Der freudentische Hultschiner Jahrb. 2 (1924) Nr. 1 S. 8-10. Jof. Pfizner, Die Besiedlung der Sudeten bis zum Ausgang des Mittelalters. Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung, herausgeb. von Volz u. Schwalbe, Jahrg. 1 (Leipzig 1930) Heft 2 S. 88.

lung der slavischen Freigüter (Igota) aus Böhmen übernommen;⁸ eine Reihe von alten Ortsnamen (z. B. in der Gegend von Rybník) ist aus dem Böhmischem, nicht aus dem Polnischen abzuleiten.⁹

Vielleicht geben diese Tatsachen Anhaltspunkte für die Rekonstruktion der umstrittenen Südgrenze Polens. Das Regest Dagone iudex von 990 hatte als Grenzgebiete nur die Länder Krakau-Alenure (?)–Meißen angegeben. Man könnte in der alten Südgrenze des Bistums Breslau die Grenze zwischen Böhmen und Polen suchen; allerdings ist dieses Bistum erst im oder kurz vor dem Jahre 1000 gegründet worden. Wir wissen nicht genau, zu welcher Diözese Oberschlesien bis dahin gehörte. Auf Grund des Prager Privilegs von 1086 hat man bisher an Prag festgehalten, zumal die Verehrung des hl. Adalbert schon im 12. und 13. Jahrhundert nachzuweisen ist. Näheren Aufschluß über diese Fragen dürfen wir mit Recht von St. selbst erwarten. Wir hoffen, daß das von ihm angekündigte Buch „Zur ältesten Kirchengeschichte Polens“ recht bald erscheinen und neue Erkenntnisse zur ältesten Geschichte Oberschlesiens bieten wird.

⁸ W. Schulte, *Ujazd und Igota. Ein Beitrag zur schlesischen Namensforschung. Zeitschrift des Ver. f. Gesch. Schlef. Bd. 25 (1894) S. 211–35.*

⁹ A. Trunhartz, *Geschichte der Stadt und der ehemaligen Herrschaft Rybník Oe. (Rybník 1925) S. 201 f.*

Die Kunst in der Wojewodschaft Schlesien

Eine Buchbesprechung von Edgar Voidol, Katowice

Sztuka Województwa Śląskiego. L'art en Silésie Polonaise.

Von Tadeusz Dobrowolski. Katowice 1933. 151 S. m. 147 Abbildungen.

Inhaltsangabe. (Das Wesentlichste in sinngemäßer und wörtlicher Übersetzung). Das Buch entstand auf Grund der Inventarisierung der Kunstdenkmäler und -gegenstände im Museum als eine Art topographisch-alphabetisches Kunstdenkmälerverzeichnis. Die ältesten Zeugen reiner Volkskunst zeigen die Bodenfunde aus der Wojew. Schlesien, die bereits in die mittlere Steinzeit zurückreichen. Die bedeutendsten Fundstellen, die 1928 bei Piasek und Boronów, Kr. Lublinitz, aufgedeckt wurden, stammen aus der Zeit der Lausitzer Kultur u. zw. 750–850 v. Chr. Die Volkszugehörigkeit der Träger dieser Lausitzer Kultur ist nach dem heutigen Stand der Wissenschaft mit Sicherheit nicht germanisch aber auch nicht nachweisbar slawisch.¹ Die um das Jahr 400 ansässigen Germanen werden durch die Slawen aus Oberschlesien verdrängt. Aus dem 10. und 11. Jahrh. sind von ihnen noch eine ganze Reihe von Schutzwallen erhalten.

(S. 16–18). Schon früh führte mitten durch das schlesische Gebiet die Grenze zwischen dem Breslauer und Krakauer Bistum. Mitten in das 12. Jahrh., die Regierungszeit Boleslaws, fallen die ältesten erhaltenen Kunstdenkmäler Schlesiens am Zobten und in Breslau. Die im 13. Jahrh. einsetzende Kolonisation war kulturell von grundsätzlicher Bedeutung und spielt noch in die Politik der Gegenwart hinein. In der franz. Zusammenfassung am Schluß aber heißt es über die Dt. Kolonisation: Die Kolonisation war eine Tragödie für das polnische Element, weil sie nicht verfehlen konnte, auf den Zustand der Zivilisation des Landes einzuwirken. Trotzdem schritt die Germanisation bis zum 18. Jahrh. nur langsam vorwärts. – Im 14. Jahrh. wird die schlesische Kunst von starken tschechischen Einflüssen beherrscht, an deren Stelle im 15. Jahrh. die flämisch-deutschen treten und am Ende des Jahrh. schließlich von den Einflüssen aus Kleinpolen und Krakau abgelöst werden. Soweit die historische Unterbauung der Kunstentwicklung. (S. 18–28 Architektur). Eine Reihe von Bauten in der Wojew. gibt die Grundlagen zu Fragen

¹ In der fr. Zusammenfassung am Schluß aber heißt es: Schlesien . . . ist seit Menschengedenken von polnischen Slawen bewohnt.

der Beziehungen zu Breslauer und Krakauer Bauten. Das Fehlen reicher Kulturstätten und Herrensitze in Oberschles. und die wirtschaftliche Not haben hier eine Blüte mittelalterlicher Baukunst verhindert. Breslauer und Krakauer Bauten ähneln sich auf Grund des gleichen Baumaterials (Ziegel). In der Zusammenfassung am Schluß heißt es: Die schlesischen Backsteinbauten, deren hauptsächlichste Vertreter die Kirchen Breslaus sind, erinnern an die deutsche Architektur des Nordens und an einige Details aus der tschechischen Architektur, aber man darf nicht auf der anderen Seite die sehr große Ähnlichkeit der Krakauer Architektur verkennen, die geradezu verblüffend ist. Umgekehrt erinnern die älteren Bauwerke im romanischen Stil, welche der große polnische Lehensherr Peter Wlast und seine Familie schon während der ersten Hälfte des 12. Jahrh. in und um Breslau errichtet hat, vielmehr an die Kunst von Groß-Polen (Strzelno) vor allem was die Skulptur betrifft. - (Im Folgenden werden einige Bauwerke genannt und verglichen.)

(S. 40 Plastik). Im Gegensatz zur Architektur lassen sich hier viel engere Verbindungen zu großen Kunstzentren nachweisen. Diese Erzeugnisse konnten auch viel leichter überall hintransportiert werden, was natürlich das Bestehen von kleinen Provinzwerkstätten nicht ausschließt. Zu den ältesten Plastiken gehört der Grabstein des Herzogs Przemislaus von Teschen in der dortigen Pfarrkirche aus den 1380er Jahren, sicher aus der Prager Werkstatt Parlers stammend. Die meisten Holzplastiken der Frühgotik fallen in den sog. Löwenmadonnenkreis, dessen Erzeugnisse von Danzig über ganz Schlesien und über Krakau bis nach Larnow vordrangen. Den Höhepunkt der 2. Fase, der tschechisch-schlesischen, stellen die „schönen Madonnen“ und Pieten dar, deren Bereich sich bis Pommern erstreckt. Die spätgotischen Holzplastiken der Folgezeit sind in 2 Formenkreise geteilt. Der ältere, der mehr ausgleichend in den Linien und Formen wirkt, ist in mehreren oberschlesischen Bildwerken verkörpert, die für ihre Datierung Parallelen in Nordschlesien haben. Die 2. Gruppe trägt den Charakter starker Einflüsse der Nürnberger Schule, z. B. an Veit Stofz erinnernd. Hierher gehört eine größere Anzahl von Bildwerken der Wojew. Auf S. 139 (im Résumé) aber geht der Verfasser weiter: Unter den dargestellten Personen begegnet man zuweilen dem slawischen Typ, den man auch in der Bildkunst Breslaus wiederfindet. Diese ausgesprochene Kunst Kleinpolens, deren Zentrum Krakau war, übte einen starken Einfluß auf die Produktion der Künstler Schlesiens aus. - Die Renaissance bringt keine nennenswerten Plastiken in der Wojew. hervor. Dagegen faßt das Barock in den Kirchen aufstehend schnell Fuß und läßt so mehr Provinzwerkstätten entstehen.

(S. 40-68 Malerei). In dem Jahrhundert vor den Hussitenkriegen überwiegen die Einflüsse der Malerei aus dem tschechischen Gebiet. Danach übernimmt unter der Herrschaft der Jagiellonen Polen mit Krakau die Führung, was sich in einer Reihe von (genannten) Stilelementen zeigt. Charakteristisch für die Krakauer Malerschule ist der Barbaraaltar im Breslauer Museum für Kunstgewerbe. Mit dem Kreis der Krakauer Malerschule ist fast alles verknüpft, was bisher an mittelalterlicher Malerei in der Wojew. Schlesien aufgedeckt wurde. Das legt eine Reihe von Beispielen dar. (Dazu im Résumé S. 138): Es ist überflüssig zu sagen, daß fast alle Denkmäler der Malerei in dieser Wojew., klar gesprochen, ein Fragment der Kunst Kleinpolens darstellen. Ein genialer Repräsentant ist der Krakauer Marienaltar von Stofz.

(S. 69-83 Kunstgewerbe). Kanzeln, Chorgestühl, Altäre, Paramente usw. (die aufgezählt), treten nur selten mit künstlerisch besonders wertvollen und alten Erzeugnissen hervor. Dagegen ist von dem großen Reichtum an Goldschmiedearbeiten auch Oberschlesien stärker erfaßt. - Unter den Porzellanfabriken Oberschlesiens tritt vor allem Proskau hervor. Hier wie in Glinisk war eine ganze Reihe (10 genannt) von Künstlern mit polnischen Namen beschäftigt.

(S. 83-111 Volkskunst). Den weitesten Raum nimmt in der Volkskunst der Holzbau ein. Konstruktion und Dekoration sind hier innig verknüpft. Die größte Rolle spielt hier der Blockbau. Daneben kommt der Kiegel- und Ständerbau vor. Der Urtyp des Bauernhauses ist das quadratische Einstubenhause, genau wie es in Oppeln ausgegraben wurde und wie es heute noch in den

Bescheiden üblich ist. Ins Auge fallend sind die „schlesischen Scheunen“ (Wieckescheunen), die eine uralte Bautradition darstellen. Die Innenausstattung der altüberlieferten Holzkirchen bietet zu meist neuere Arbeiten eines degenerierten Handwerks. Wesentlich festzustellen ist, daß die Holzkirchen fast durchweg von polnischen dörflichen oder kleinstädtischen Zimmerleuten aufgeführt wurden (s. genannt).² Eigentümlich erscheint für die Holzkirchen das gleiche Verbreitungsgebiet wie für die Rotunden, nämlich in das tschechische Gebiet hinein. Im Gegensatz zum einheitlichen Holzbau zeigen Tracht, Plastik usw. verschiedene ethnische Gruppen: die Beuthener, die Plesser, die Bergbewohner (Goralen) von schlesisch Teschen, und gleichfalls im Teschener Schlesien die Wallachen und die Lachen.

(S. 135-7 zusammenfassend wörtlich). Der starke allgemeine polnische Einschlag, der sich schon äußerlich, aber überzeugend, im Holzbau wie in der Plastik und im Kunstgewerbe gezeigt hat, ist damit für die ganze Wojewodschaft festgestellt. Dazu kommt der gleiche Gefühlston, der sie beseelt und etwa von deutschen Erzeugnissen scharf unterscheidet. Wenn man das Hausgerät, aber auch Volksplastik und Stickereien etwa im Nationalmuseum in München, oder im Germanischen Museum in Nürnberg betrachtet, dann erscheint in der Gegenüberstellung die deutsche Volkskunst, entgegenge setzt zur polnischen, sehr eng mit dem Zeitstil verbunden. (Grobes Stilmöbel). Diese Abhängigkeit vom Stil kennt weder die grobe noch die hochentwickelte polnische Volkskunst, nicht einmal das Möbel. Die deutschen Arbeiten sind im Vergleich viel präziser und in gewisser Abhängigkeit von städtischen Vorbildern, oft geradezu an Pedanterie grenzend. Die polnischen Arbeiten zeigen weichere Konturen und mehr Freiheit in der Komposition, sowie auch reichere und wärmere Abstufung in den Farben. Die häufig verwendeten Motive der poln. Volksarbeiten reichen oft bis in die Vorgeschichte zurück.

Die ethnographischen Grenzen Oberschlesiens decken sich aber keineswegs mit den politischen, sondern reichen weiter nach Deutsch-Oberschlesien und in das heut tschechische Gebiet hinein. Der Kampf mit der Hand hat diese Grenzen bisher nicht in Einklang gebracht. Erst die genauere Erforschung auch in diesen angrenzenden Teilen Oberschlesiens, die politisch zu anderen Ländern, ethnographisch aber zu Polen gehören, kann diese Fragen klären und begrenzen.

Bemerkungen: Der Verfasser dieses Buches ist Direktor des Schlesi schen Provinzialmuseums in Kattowitz und zugleich Provinzialkonservator für Kunstdenkmalpflege für die Wojew. Schlesien, ein Sachmann nur auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft. Das Buch will eine Art Kompendium der Kunst in der Wojew. Schlesien sein. Die Aufmachung wie die Zusammenfassung in französischer Sprache am Schluß weist darauf hin, daß es sich um ein Propagandawerk handelt. In seiner grundsätzlichen Stellungnahme zu vorgeschichtlichen, kunstgeschichtlichen und volkskundlichen Fragen Westpolens wie Ostdeutschlands, vor allem Schlesiens, verdient dieses amtliche Werk außerordentliche Beachtung.

Das Werk spielt in der Zeit der Vorgeschichte und Tacitus, der S. 12 zitiert wird, bis zu den ober schlesi schen Aufständen und dem Zehnjahresabkommen. Der Inhalt gleicht mehr einem politischen als einem kunstgeschichtlichen Zummelplatz. Man höre Seite 138: Am Ende des 19. Jahrh. gleicht Mittelschlesien einem weiten Kirchhof von poln. Orts- und Personennamen. Wie wir sehen, muß es gesagt werden, daß ein kleiner Teil dieses Territoriums bis heute noch von einer Mehrzahl von Polen bewohnt wird, die dem Regim des Germanisators Bismarck zum Trotz eiferrüchtig ihre Sprache, ihre Sitten und Gebräuche bewahrt haben und definitiv mit Polen vereinigt werden müssen.

Diesem politischen Charakter entspricht der Aufbau des Werkes, in dem der Zweck die Mittel heiligt; denn was hat sonst die Vorgeschichte und Volkskunst hier zu tun? Aber das große

² Dazu S. 142: Die deutschen Kolonisten unterliegen dem Einfluß des lokalen Zimmerhandwerkes, auch verwenden sie zuweilen ihre Konstruktion.

Sammelwerk, das Lutsch mit seinem Kunstdenkmälerverzeichnis Schlesiens geschaffen hat, das heut immer noch einzigartig in ganz Schlesien dasteht, geht der Verfasser mit der Bemerkung hinweg, daß Oberschlesien darin zu flüchtig bearbeitet sei. Aber selbst für das viel kleinere Gebiet der Woiw. ist trotz dieser Grundlage in den 12 Jahren noch nichts an dessen Stelle gesetzt worden, obwohl es nötiger ist als alle Arbeiten über diese Dinge.

Es ist ganz unmöglich, zu allen Behauptungen Stellung zu nehmen. Zunächst einiges zur Vorgeschichte, die im Résumé geschickt erst mit den Slawen beginnt. Die vermeintlich slawische „Lausitzer Kultur“ nimmt einen besonders breiten Raum in diesen, von Prof. Kozłowski verbreiteten und von ihm kopierten Ausführungen ein, mit denen er unter seinen polnischen Kollegen allein dasteht. Auf Grund neuester Feststellungen des bedeutendsten deutschen Fachmannes, Prof. Schuchhardt, zeigt die Keramik der Lausitzer mit Sicherheit Verbindungen mit der Schnurkeramik der Thüringer und ist entschieden von der nordischen Megalithgräberkultur beeinflusst. - Eine fast 1000jährige Besetzung Oberschlesiens durch die Germanen ist durchaus nicht als „vorübergehend und episodisch“ zu bezeichnen. Dem entspricht es auch, wenn der Verfasser in der Quellenliteratur nur eine ganze Reihe von poln., aber nicht einen einzigen deutschen Vorgeschichtler zitiert. Aus 5 poln. klingenden Namen von Zimmerleuten zieht der Verf. den Schluß, daß fast alle Holzkirchen von Polen erbaut wurden. Krause nennt 55 zum größeren Teil deutsche Namen. In einer Reihe von Fällen bauen die deutschen (Lehr-)Meister mit poln. Gesellen. - Über Herkunft und Verbreitung des Blockbaues gibt es bisher nur Theorien, von denen sich der Verf. die geeignetste ausgesucht hat. Es gibt doch ebenso zu denken, daß sowohl die schlesischen Scheunen, als auch die Holzkirchen, gerade so stark in dem mittelalterlichen Kolonisationsgebiet verbreitet sind. Das Fehlen von Fußnoten drückt den Wert der Arbeit sehr herab und auch die Zusammenfassung am Schluß stellt eine willkürliche Anhäufung von Quellenmaterial dar. „Das Deutschtum in Polnisch-Schlesien“ wird S. 146: Das Deutschtum in Polen und Schlesien, S. 148: Das Deutschtum in Polen - zitiert, also beide Male falsch.

Für das gesamte Gebiet der Kunst und Volkskunst werden in dem Buche nur 44 Namen genannt. Demgegenüber hat das Künstlerlexikon von Krause für das ungefähr gleiche Gebiet über 3000 Künstlernamen z. Z. mit Lebensdaten festgestellt. Wenngleich beide Arbeiten in verschiedenen Ebenen liegen, so stellen sich ganz extrem die Behauptungen des poln. Kunsthistorikers den Erkenntnissen des deutschen Forschers gegenüber. Krauses Feststellungen werden unterstützt von den Arbeiten von Dr. Lück über den Einfluß der Deutschen in Polen. Alle diese „erstmaligen und bedeutenden Feststellungen“, die der Verf. im Résumé mit gewissem Stolz hervorhebt, sind für jeden Laien ungeheuer verfänglich. Aber keiner kann überzeugt werden, denn die Tendenz ist zu plump. Die kühnen Beweisführungen überzeugen aber auch nicht. Die Beweise sind, wo sie überhaupt geführt werden, fast immer nur durch eine einzige, und da noch fragwürdige Tatsache, gestützt. Einige Beispiele: Auf Grund von einigen kleinen Kreuzsticharbeiten (Abb. 143) wird die Verbindung und Verwandtschaft mit der hellenistischen Volkskunst hergestellt. - Die Tatsache, daß heut noch der Turm einer Holzkirche des Bielitzer Gebietes 4 Ecktürmchen besitzt, ähnlich den Türmen der Marienkirche in Krakau, soll die gleichen haushälterischen Merkmale des schlesischen und des Krakauer Gebietes dartun. Daß früher einmal solche Türme auch in den Dekanaten Beuthen und Pleß gewesen sein sollen, diese Kirchsprengel aber bis vor rund 100 Jahren zum Bistum Krakau gehörten, soll den Einfluß Krakaus auf diese Gebiete bewiesen haben (f. S. 8). - S. 75 wird von „vielen poln. Künstlern“ in oberschles. Porzellanfabriken gesprochen. Als Beweisstücke dienen aber nur ein Hochzeitsteller a. d. J. 1872, also der allerletzten Zeit der Glinioger Manufaktur, und ein Weihwasserbehälter, gleichfalls im Rattowitzer Museum, mit poln. Inschrift. - Auf S. 115 soll ein Holzschnitt aus dem Teschener Museum „Matka Boska“ z Olesna“ den Beweis für die allgemeine Verbreitung dieser poln. Volkskunst in Oberschlesien erbringen. (Olesno ist die poln. Bezeichnung für Rosenberg!) Nun steht aber auf dem Holzschnitt nicht Olesno, sondern Oklesno. Letzteres ist ein Dorf im Kreise Ehrzanow in Galizien, ersteres eine Stadt in

Deutsch-Oberschlesien. - Immer wieder sollen poln. Namen auch die poln. Nationalität bedeuten, oft als alleinige Zeugen. Aber die Unhaltbarkeit dieser Annahme ist es wohl nicht nötig, auch nur ein Wort zu verlieren.

Nur in einem einzigen Punkte ist es wohl jedem neutralen Leser möglich, sich diesem Werke positiv gegenüberzustellen, und von da ist gerade heut das Buch zu verstehen und zu würdigen. Es ist von einem, im wahrsten Sinne des Wortes, grenzenlosen nationalen Eifer getragen, der nur leider auch nicht immer wissenschaftliche Schranken kennt. Der Verfasser will seinem Volke einen geistigen Dienst erweisen. Wer aber heut unter Volk Boden und Blut versteht, wird unverständlich finden, wie um die Zugehörigkeit von Veit Stofz noch gestritten, ja, wie Stofz zum Kulminationspunkt polnischer Kunst gemacht werden kann. Stofz ist in Krakau weder geboren noch gestorben, noch hatte er dort Vor- oder Nachfahren. Eines aber steht fest: er hat durch sein bloßes Wirken in Krakau Polen in der Tat einen unschätzbaren Dienst erwiesen.

Kurt Bimler, Die schlesische Renaissanceplastik*

Lieferung I: Die Frührenaissance

Besitzen wir für die Zeit der Gotik in Schlesien seit der großen Ausstellung „Schlesische mittelalterliche Malerei und Plastik 1926“ und dem drei Jahre später erschienenen kritischen Katalog dieser Ausstellung eine hinreichende Vorstellung von der Fülle und Eigenart schlesischer Plastik seit dem 14. Jahrhundert bis ans Ende des 15., sowie die Möglichkeit, den gesammelten Bestand stilistisch, nach Werkstätten und Persönlichkeiten zu sichten und zu klären, soweit dies nicht schon durch die Arbeiten von Wiese und Kloss geschehen ist, so ist diese Voraussetzung für die Plastik der Renaissance in Schlesien nicht gegeben. Nicht, daß es an der wissenschaftlichen Bearbeitung ganz gefehlt hätte. Aber diese ist mehr oder weniger Auswahl geblieben. Die bisher erschienenen Abhandlungen greifen bestimmte Gebiete, naturgemäß vor allem die der Epitaphien und zwar zunächst in Breslau heraus. Die Figurengrabsteine des späten 16. Jahrhunderts und über das Jahr 1600 hinaus sind vorläufig erst in einem Vortrage, den Studienassessor Werner Grundmann, Gleiwitz 1931 im Schlesischen Bund für Heimatschutz gehalten hat, unter neuen Gesichtspunkten behandelt worden. Die Geschichte der schlesischen Renaissanceplastik also und ihre nicht nur archivalisch begründete, sondern vor allem wertend abstufende Darstellung ist noch immer eine Aufgabe.

Es gilt, die Gesichtspunkte, ja vielleicht überhaupt die Methode dafür noch herauszustellen, es gilt, das Wagnis zu unternehmen, aus einer Übersicht über den ganzen Stoff Abgrenzungen vorzunehmen, Linien und Verbindungen zu schaffen, die gangbare Wege bedeuten oder wenigstens versprechen. Der Oberschlesier Kurt Bimler hat dies erkannt und eigentlich noch einmal ganz neu eingelegt. Er hat vor allem Mißtrauen zu den bisher gedruckten Quellen gehabt und sich entschlossen, die Vermutungen und Ergebnisse, die sich ihm aus der Betrachtung und Vergleichung der Werke selbst darboten auf ein sozusagen von vorn begonnenes eigenes Urkundenstudium aufzubauen. Es schadet nichts, daß das naturgemäß zu neuen Hypothesen führt, die eine wissenschaftliche Auseinandersetzung heraufbringen müssen. So weist beispielsweise Bimler „mit unzweideutiger urkundlicher Bestimmtheit die in der Görlicher Franziskanerklosterkirche als

Kommissionsverlag Maruscha & Berendt / Breslau. Preis der 1. Lieferung (Frührenaissance) in Stärke von 64 Seiten 5,— RM., 2. Lieferung (Hochrenaissance) 48 Seiten, 3,— RM., 3. Lieferung (Spätrenaissance) 48 Seiten, 3,— RM. Bei Bestellung des ganzen ungebandenen Buches ermäßigt sich der Gesamtpreis auf 9,— RM. Alle 3 Lieferungen sollen noch im Jahre 1934 erfolgen.

Altaraufsatz aufgestellte, aus unweit Prag gebrochenem Sandstein 1492 gehauene und von dem Görlitzer Ratsherrn Georg Emmerich gestiftete Beweinung Christi Hans Olmüzer" zu, dem sie Wiese in seiner kurzen Darstellung der schlesischen Plastik in „Die Kunst in Schlesien“, Berlin 1927, ausdrücklich aberkannt hatte. Diese selbe Zuschreibung veranlaßt Bimler, Olmüzer die Görlitzer „Goldene Marie“ abzuspochen, und die Frage, was Olmüzer, ehe er nach Prag abwanderte, sonst noch in Schlesien geschaffen hat, neu aufzurollen, ihm u. a. das Wappen an der Treppe des Görlitzer Rathauses zuzuweisen. Aus der Erwähnung dieser Kontroverse geht zugleich hervor, daß Bimler auch die Übergänge zum Stil der Renaissance von der späten Gotik her untersucht, die ihn übrigens zu der sehr fruchtbaren Unterscheidung führt, wie sich tatsächlich in einem langsamen Vorgang die spätmittelalterlichen Werkstätten, die sich der Skulptomalerei, wie Bimler sagt, also der zugleich schnitzenden und malenden Herstellung vor allem von Altären widmen, trennen von den Künstlern und den Arbeitsverbänden, deren Tätigkeit der Steinbildhauerei gehört. Hierbei kommt Bimler seine eingehende Kenntnis der Handwerksverhältnisse dieser Zeit zustatten, sodaß viel Klärendes über die Zünfte und die Beziehungen der Künstler zu ihnen gesagt wird. Ebenso erfährt die für die Renaissance gebrauchte Bezeichnung der Hofkunst und des Hofarchitekten, Hofbildhauers und -malers eine Berichtigung. Bis 1560 oder 70 ist von einer solchen Anstellung bei Hofe gar keine Rede, „jede künstlerische Arbeit wird im ganzen oder abschnittsweise verdingt“. Aber alle kunstgeschichtlichen Einzelfeststellungen hinaus bietet so die Bimlersche Schrift wertvollste Beiträge zur sozialen und wirtschaftlichen Gliederung. Daß bei dem Werden und der Festigung des neuen Stils von einer ganzen Reihe von Frührenaissancekünstlern gesprochen werden muß, daß allenthalben mancherlei Begabungen zusammen treffen, daß junge Gefellen mit frischen Eindrücken und tüchtiger moderner Technik von auswärts kommen und gehen, abgesehen von den Steinmetzen, die mit Maurerkolonnen einziehen, daß es sich um wenigsten um italienischen Einfluß unmittelbar, vielmehr um Berührung mit Oberösterreich und seinen kunstfördernden Bergwerkstädten, den Erzgebirgstälern Nordböhmens, mit Niederbayern handelt, das alles gehört gleichsam zu der Gesamtlage, welche die Bimlersche Untersuchung voraussetzt. Immer wieder aber drängt es ihn, den Führenden auf die Spur zu kommen, das als Leistung Vorliegende mit Persönlichkeiten zu verknüpfen. Und da stellt Bimler in der berechtigten Freude des Entdeckers nicht nur Namen vor uns hin, sondern gibt ihnen eine menschenwürdige Wirklichkeit, verfolgt oft, wie er selbst sagt, „etwas riskierend“ die Möglichkeit ihrer Entfaltung und gewinnt so Leben für eine meist ins Formale oder nur Archaische entgleitende Epoche. Den Anfang macht Christoph Walther, bisher nur aus seinem Schaffen in Annaberg, Meißen und Dresden bekannt. Jetzt, vorher, bis 1517 als der entscheidende Meister in Breslau! Ein geniales Werk, das Sandsteinepitaph Jrmisch an der Breslauer Magdalenenkirche, lehrt ihn kennen. Viele Jahre später wurde es fast wörtlich von einem Schüler wiederholt im Epitaph des Kirchenmeisters Straub, am Wiener Stephansdom. Bimler stellt die Frage, ob der bekannte Türrahmen vor der Sakristei im Breslauer Dom von dem gleichen Künstler herrühren könne. Sonst sei noch erwähnt der Bildnisgrabstein des Dr. Oswald Winkler in der Breslauer Magdalenenkirche. Überwindung der gotischen Sprache, so ist Christoph Walthers künstlerisches Vermächtnis gekennzeichnet. Er starb in Dresden wohl 1546. Der andere Großmeister der schlesischen Renaissanceplastik ist Andreas Walther. Sein umfangreiches Werk ist seit langem bekannt und bewundert, „ohne daß der Kunstgeschichte die Verknüpfung der Einzeltaten mit einem Namen gelang“. Er war ein jüngerer Bruder oder Vetter von Christoph Walther und Sohn oder Nefte eines Hans Walther, dem Bimler einen charaktervollen, durchaus noch spätgotischen Christophorus in Neurode zuschreibt. Schlesien besitzt also für die Plastik der Frührenaissance eine Tradition aus ein und derselben Künstlerfamilie heraus. Wie folgenschwer nun die Tätigkeit einer überragenden richtungsgebenden Persönlichkeit in Schlesien damals gewesen ist und zwar einer,

deren eigentlíchstes Gebiet die dekorative Architektur ist, die aber zugleich die plastische Freisfigur als ein ganz Neues und majestätisch hinstellt - so rühmt Bimler die Porträtstatue Herzog Johanns in der Lorbogennische des Schlosses in Ols. - läßt sich ermessen, wenn seine Arbeiten kurz aufgezählt werden: das Portal im Breslauer Rathaus von 1528, das Prachtportal des Hauses Goldene Krone in Breslau, die Fassadenausstattung des Rybischhauses in der Junkernstraße in Breslau (in den Jahren 1526-1530), die Denkmäler des Domherrn Stanislaus Sauer in der Kreuzkirche, des Patriziers Heinrich Rybisch in der Elisabethkirche und des Bischofs Johann V. Thurzo im Dom in Breslau, die Gestaltung der Rathausecke in Görlitz, die Torhausfassade in Brieg! Die Liste ist überreich, wenn vermerkt wird, daß sie noch nicht vollständig ist, doch kann es sich nicht um einen Auszug aus der Bimlerschen Schrift bei dieser Besprechung handeln, auch nicht um eine Darlegung der Entthronung des bisher bevorzugt beachteten Meisters der Görlitzer Renaissance Wendel Roskopf, die Bimler unternimmt, eine Wiederholung seiner Ausführungen über das Liegnitzer Schlossportal usw. Andreas Walthers stammt aus Breslau. Schon bei Jahren geht er nach Königsberg in den Dienst des Herzog Albrecht: die Stufe des Hofarchitekten im Berufe eines Künstlers ist bei ihm allerdings ebenso wenig erreicht, wie bei anderen Künstlern der Zeit. Er ist Offizier, Ingenieur und Festungsbaumeister, der allerdings vertragsgemäß auch als Bildhauer beschäftigt werden konnte. Aber einen ganz kurzen Aufenthalt in Breslau ist er schließlich nach Dresden gegangen und etwa achtundsiebzig Jahre alt nach 1583 gestorben.

Es ist für die schlesische Kunstgeschichte ein starker Antrieb, gestützt auf die Einzelforschung und die erreichbaren Urkunden, das Problem des schöpferischen Menschen in den Mittelpunkt zu rücken, ihn als Bindung des Vielfältigen und auch Widersprechenden zu suchen. Aus dem Fortgang der Veröffentlichungen Kurt Bimlers zur Geschichte der schlesischen Renaissanceplastik, die er mit dem vorliegenden Heft angefangen hat, steht viel zu erwarten. Im weiteren Verlauf wird Oberschlesien in den Gesichtskreis der Untersuchungen eintreten müssen! Dies ist wahrscheinlich für die späteren Heftfolgen beabsichtigt. Die Grabtumba des Bischof Jakob von Salza († 1539) in der St. Jakobkirche in Neisse wird von Bimler auf Seite 42 besprochen, das Meisterzeichen R. J. ist versuchsweise auf einen Angehörigen der Steinmeßfamilie Jundhener bezogen, den Bimler aber nicht für den verantwortlichen Künstler hält.

Bernhard Stephan.

Georg Langer, Der Justizstreik in Oberschlesien während der Besetzungszeit im Jahre 1920

Carl Heymanns Verlag. Berlin. Preis 4,- RM.

Das neue Werk des in Schlesien wohlbekannten Verfassers behandelt eine heute vielfach schon vergessene, für die Gestaltung der Verhältnisse in Oberschlesien während der Besetzungszeit nicht unwichtige Episode, die es wohl verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Ist es doch damals nicht zuletzt durch den einmütigen Widerstand der Richter und Justizbeamten im Justizstreik gelungen, den Versuch der Interalliierten Kommission (J. A. K.) zu vereiteln, Oberschlesien schon während der Besetzungszeit in seiner Gerichtsbarkeit vom Reich und Preußen loszulösen und auch dadurch die erstrebte endgültige, volle Trennung vorzubereiten. Welche schwerwiegenden Folgen es gehabt hätte, wenn - auch nur vorübergehend - die höchste Rechtsprechung in Oberschlesien von Obergerichten ausgeübt worden wäre, die unter der Leitung von interalliierten Juristen gestanden hätten und sicherlich stark mit polnisch gesinnten Beisitzern besetzt gewesen wären, braucht nicht ausgemalt zu werden. Mit berechtigtem Stolz können daher die oberschlesischen Juristen, unter denen der Verfasser schon damals eine maßgebende

Rolle spielte, auf den Justizstreik zurückblicken, der im wesentlichen zu dem von ihnen erstrebt und von der Reichsregierung gebilligten Erfolge geführt hat; und so ist diese Schrift von jedem Preußen, ganz besonders von jedem Oberschlesier, der der Kämpfe um seine Heimat eingedenk ist, dankbar zu begrüßen.

In einem geschichtlichen Teil legt der Verfasser zunächst die Entwicklung des Streiks dar. Er entstand hauptsächlich aus dem Kampf der Gerichte gegen die von der J. A. R. in Anspruch genommene, von ihnen aber nicht anerkannte Gesetzgebungsbefugnis und aus der Abwehr gegen verschiedene Eingriffe der Besetzungsbehörden in den Dienstbetrieb und gegen Maßregelungen einzelner Beamter. Er endigte schließlich mit der Wiederaufnahme des Dienstes, nachdem die J. A. R. zugesichert hatte, künftig nicht mehr in den Gang der Rechtspflege einzugreifen, dafür mit den Vertretern der Justizbeamten über die weiteren Forderungen zu unterhandeln. Im Verlauf dieser Verhandlungen wurden dann die bekämpften Verordnungen über die Justizverwaltung im wesentlichen wiederaufgehoben. Die Darstellung dieser einzelnen geschichtlichen Vorgänge gibt einen hochinteressanten Einblick in die Schwierigkeiten, mit denen das Deutschum damals zu kämpfen hatte, und in die Einstellung, mit der die J. A. R. ihre Tätigkeit begann.

Mit Recht weist aber der Verfasser darauf hin, daß mit ein Grund für den siegreichen Ausgang des Justizstreiks darin liegt, daß das Recht völlig auf deutscher Seite war. Der Erörterung der mit dem Justizstreik und überhaupt der Besetzung zusammenhängenden Rechtsfragen dient der zweite, wichtigste Teil der Schrift. Überzeugend legt der Verfasser dar, daß die J. A. R. weder auf Grund des zum Reichsgesetz gewordenen Versailler Vertrages noch des völkerrechtlichen Gewohnheitsrechtes befugt war, in der von ihr beanspruchten Weise in die Gerichtsverfassung und überhaupt in die Rechtspflege durch gesetzgeberische oder Verwaltungsmaßnahmen einzugreifen, und sachlich hierzu auch keinen Anlaß hatte. Ebenso wenig konnten nach den zutreffenden Ausführungen des Verfassers die sog. „Pariser Bestimmungen“, auf die sich die J. A. R. berief, als nicht ratifizierte und nicht Gesetz gewordene, lediglich vertragliche Vereinbarungen der Regierungen die Gerichte binden. In eingehender Weise werden weiter besonders noch die völkerrechtlich noch wenig geklärten Rechtsverhältnisse um die „friedliche Besetzung“ - im Gegensatz zur „kriegerischen Besetzung“ behandelt. Interessant ist dabei die Feststellung, daß gerade die von der französischen Völkerrechtswissenschaft vertretene Auffassung wenig mit der tatsächlichen Übung der J. A. R. in Einklang zu bringen ist. Lehrreich ist auch die Gegenüberstellung des deutschen Verfahrens bei der kriegerischen Besetzung Belgiens und der friedlichen Besetzung Frankreichs 1871/73, - ein Vergleich, der sicher nicht zu Ungunsten Deutschlands ausfällt. Alles in allem ist die Abhandlung, weit über das nur geschichtliche und persönliche Interesse hinaus, als wertvoller Beitrag für die Völkerrechtslehre zu begrüßen.

Landgerichtsdirektor Raempff, Breslau.

Organisation Heinz (D. H.) Das Schicksal der Kameraden Schlagefers

nach Akten bearbeitet von Friedrich Glombowski / Verlag von Reimar Hobbing Berlin SW. 61.

In Leinen 5,80 RM.

Im Januar 1934 erschienen, ist das Werk die Geschichte des Freikorps Heinz unter dem Führer Heinz Oskar Hauenstein, dem Manne, der für Oberschlesien in den Jahren 1920 und 1921 beinahe Unmenschliches für die deutsche Sache geleistet hat. Sein Schicksal und das seiner Mitkämpfer, die mannigfachen Erlebnisse vor und nach der Abstimmung in Oberschlesien, im Ruhrkampf und in den Jahren vor der nationalen Erhebung fluten vor dem Leser in bunter Reihenfolge vorbei und sind Beweis, daß ein kleiner aber treuer Haufen entschlossener Männer viel

erreichen kann. Das Buch ist das hohe Lied einer echten Kameradschaft, des bedingungslosen Einsatzes und des uneigennütigen Opfers! Durch 15 Jahre Nachkriegszeit. So war es und nicht anders!

Kein Roman, nichts Verbrämtes oder Verschöntes, reine Wirklichkeit, ein Tatsachenbericht. Aus der Fülle des zur Verfügung stehenden Materials hat der Verfasser mit gutem Griff eine sorgfältige Auswahl getroffen.

Mit den Tagen der Revolution von 1918 beginnt es. Aus der herausziehenden Auflösung tauchen die Köpfe der Mitkämpfer auf, bereit, das zu retten, was noch zu retten ist. Oberschlesien 1919, Niederwerfung des Spartakusaufstandes im Ruhrgebiet 1920, Ende 1920 wieder Oberschlesien. Der Typ des stillen Kämpfers im Dunkel, der später die Krönung im Widerstand gegen die Franzosen im Ruhrkampf 1923 gefunden hat, erlebt seine Geburt in der Spionage gegen den polnischen Gegner und seine Propagandamaßnahmen, als Stoßtrupp in der Abwehr polnischer Gewalttaten, im Schutz der deutschen Vorbereitungen zur Durchführung der Volksabstimmung im Jahre 1921. Verhaftung von Mitkämpfern, abenteuerliche Flucht aus den Händen der Interalliierten, Menschen- und Materialschmuggel über die Nord-Westgrenze, alles liest sich wie in einem spannend geschriebenen Roman; und doch ist es nur ein reiner Tatsachenbericht. Die Maikämpfe 1921 lassen die Not des Landes, aber auch die Freude über die deutschen Siege erfahren. Gogolin, Strebimow, Annaberg, Niewke, Posnowitz, Glawa, Salesche, Elanensitz, das sind die Meilensteine auf dem Wege zur Befreiung des Landes. Aus dem Ruhrkampf ist dem Verrat um Schlageter und seiner Mitkämpfer ein breiter Raum gewidmet. Es erschüttert nicht nur der Heldentod Schlageters, sondern auch die Schicksale der anderen Oberschlesierkämpfer in der Hölle der Isle de Ré, der Vorstufe von Cayenne. Furchtbare Leiden müssen sie über sich ergehen lassen, ehe sie die Heimat wiedersehen, die ihnen 200 RM. zur Gründung einer Existenz anzubieten wagt. Erneute Verhaftungen, Vernehmungen, „Gememord“-Heße, Prozesse gegen die Verräter Göge und Schneider, nirgends Ruhe nach vielen Kampffahren, gehezt im eigenen Vaterlande. Endlich den ersten Einbruch erreicht: Die Amnestie. Frisch und mutig geht es weiter ans Werk. Die ersten Arbeitsdienstlager entstehen, werden ausgebaut und dienen bald als Muster. Morgenrot winkt, durch die Tatsache des 30. Januar 1933 sehen auch die Männer die Erfüllung hervorbereiten, wofür sie ein Jahrzehnt gekämpft haben. Mit der Übergabe der alten ehrwürdigen Freikorpsfahnen an die SA. am 9. November 1933 in München schließt das Werk.

Nachdenklich, erschüttert und doch mit einem hoffnungsfreudigen Gefühl sind 15 Jahre mit Leid und Freud vorübergeeilt. Eine anschauliche Sprache, der Verzicht auf jede Effekthascherei sind die große Stärke des eingehenden Tatsachenberichtes.

Der Verfasser erzählt durch den Mund des Kameraden Sadowski-Sichler. Zu bemerken wäre noch, daß in dem Buch bei einer Neuauflage einige Verwechslungen, die sich auf den Einsatz der Bataillone vom Freikorps Oberland beim Annabergsturm beziehen, zu berichtigen wären (Seite 94 und 96).

Wertvoll erscheinen mir die beigegebenen 94 Bilder im Text und auf Kunstdrucktafeln, die mit dem Wort das Bild der Nachkriegsjahre zur Einheit runden.

Schlesien, besonders Oberschlesien ist mit den Kämpfern um den Heimatboden zu innerst verbunden. Aus diesem Grunde, neben den Vorzügen des Buches, sei nicht zuletzt dem Werk eine weite Verbreitung gewünscht.

Paul Brieger.

Weiblicher freiwilliger Arbeitsdienst im Grenzland

Von Werkabiturientin Gerda Lorckler

Es rauscht durch deutsche Wälder,
Es raunt aus Rohr und Ried.
Es klingt durch Städte und Felder
Ein zukunfts mächtig Lied.
Es klopft an jede Pforte
An Schloß und niederm Haus
Mit zauberstarkem Worte:
Deutsche Jugend heraus!

Das Licht der Morgensonne leuchtet über der Oderniederung im Osten unseres Vaterlandes. Der Tau schimmert silbern auf den Halmen der jungen Saat der Felder. Dazwischen liegen grüne Wiesen neben braunen, geschälten Äckern. Lauer Frühlingswind spielt mit den Flügeln der Windmühlen, die hier und da verstreut stehen und bewegt eine große Hakenkreuzfahne, die am Dach eines Schlosses im Kreise Guhrau angebracht ist. Sie leuchtet weit ins Land hinein, und ist das Wahrzeichen des Mädchenarbeitslagers, das dort seine Wohnstatt hat. Die Lagerbelegschaft schläft noch in den übereinandergestellten Holzbetten, die man durch die geöffneten Fenster sehen kann. Da ertönt lang und gezogen das Wort „Aufstehn“ durch die Räume des Hauses und verhallt. Und noch einmal „Aufstehn“. Langsam regt's sich da unter den Decken. Die blonde Stenotypistin mit dem schmalen Gesicht reckt sich, gähnt und ruft erzürnt: „Ach, egal aufstehen“. Die Abiturientin, die neben ihr schläft und stark ostischen Einschlag hat, trällert schlaftrunken: „Lang ist das Leben und kurz die Maienzeit“. „Guten Morgen, lieber Sonnenschein“, ertönt die Stimme der Hausangestellten dazwischen aus der anderen Ecke des Zimmers. „Auf, spricht der Fuchs zum Hasen“, schreit das 15jährige Lagerbaby zur Tür herein; „es ist höchste Zeit“. Da kriechen wir unter den Decken hervor und schlüpfen, so schnell es geht, in die Turnanzüge. Und dann laufen wir vorbei an den Bauern, die vor ihren Häusern stehen und uns entgeistert anstarren, in den lachenden Morgen hinein. Ein paar gymnastische Übungen machen uns völlig munter. Nach einem Frühstück, das aus Mehlsuppe und Schwarzbrot besteht, gehen wir zu unseren Siedlern, bei denen wir von 7-13 Uhr arbeiten. Jedes Mädchen hat einen Siedler, bei dem es längere Zeit bleibt. Und diese Siedler erwarten uns, „die Fräulein vom Schloß“ wie sie uns nennen, jeden Morgen voller Freude. Denn wir helfen ihnen nicht allein durch unsere körperliche Arbeit auf dem Felde, sondern vor allem durch unseren seelischen Beistand. Das ist es besonders, was die Siedler, die hier im Osten Wache halten über heilige, deutsche Erde, brauchen. Sie kommen größtenteils aus dem Westen Deutschlands und können nur schwer die Brücke zu den alteingesessenen Bauern des Ostens finden. Außerdem sind sie oft keine Landwirte, und so gibt es trotz Siedlerberatern auch Missernten. Ihr Leben ist ein steter harter Kampf. Und unsere höchste Aufgabe war es wohl, ihnen dabei zu helfen. So sagt mir einmal mein Siedler, als wir zusammen bei glühender Hitze einen versauten Rübenacker von Disteln befreien: „Na ja, Gerda, wir waren schon ganz verzweifelt, aber seit sie da sind, haben wir wieder Mut zur Arbeit“. Dabei reicht er mir seine schwere, schwielige Hand. Und dann arbeiten wir weiter, um mit schweißbedeckter Stirne der Erde all das abzurufen, was sie an Ertrag zu geben vermag. Wir sprechen nicht sehr viel, denn die Sonne brennt, und die Arbeit ist schwer. Nur brockenweise erzählt mir mein Siedler von seiner Gefangenschaft in Marokko und der sengenden Hitze Afrikas. Zuweilen ruhen wir uns dann aus und schauen über die Weite der Felder in die Ferne. Da ertönen mitten in unsere Arbeit hinein Glockenklänge, die den Mittag einläuten. Hacke und Distelstecher werden weggelegt, mein Siedler drückt mir kräftig die Hand und ruft mir noch fröhlich: „Bis auf Morgen“, nach. Und dann gehe ich ins Lager,

wo wir gemeinsam im großen Gssaal auf hölzernen Bänken an langen Tischen unser Mahl essen. Nach einem erfrischenden Mittagschlaf und einem Vesperbrot hören wir einen Vortrag über Eugenik, den die Arbeitsdienstwillige Rätke, die wegen ihrer schief stehenden Augen „Kater“ genannt wird, hält. Dieses Problem bewegt und erregt alle, und bald ruft im heftigen Meinungsstreit die schwarzhaarige Frieda dazwischen: „Ich finde das ganz richtig, das Geld, das man da für die Krüppel gibt, könnte man auch uns Gesunden geben“. „Ne du“, entgegnet da die lange Ilse, die „Gebildete“, wie sie im Lager genannt wird: „Das muß man ganz sorgfältig und voll Verantwortung von Fall zu Fall entscheiden“. Da stoßen nun die verschiedensten Meinungen aufeinander, und es ist Sache der Führerin, diese Nachmittagsstunden, die der geistigen Schulung auf den verschiedensten Gebieten gehören, so zu gestalten, daß sie allen etwas geben können. Überhaupt ist die Führerin, mit der wir uns duzen, der Geist, der das ganze Lagerleben bestimmt. Mit ihr steht und fällt der freiwillige Arbeitsdienst. - So vergehen diese Stunden am Nachmittag, in denen wir Arbeitsdienstwillige uns durch den Meinungsaustausch kennenlernen, bei angeregter Unterhaltung. Den harmonischen Abschluß des Tages bildet nach dem Abendessen der Lagerabend. Da sitzen wir in der Halle des Schlosses, durch die wohl vor vielen Jahren die Schlossherren gegangen sind. Der Raum ist mit frischem Laub und Blumen festlich geschmückt. Lichter brennen auf dem Sims, das über dem Kamin zu sehen ist. Die Lagerführerin liest uralte Märchen vor, die ewige Wahrheiten in sich bergen. Zuweilen klingen Ziehharmonikaklänge durch die Schlosshalle, oder Gedichte und Erlebnisse werden von den einzelnen vorgetragen. Eine Gruppe von Mädchen, die sich als fahrende Gesellen verkleidet haben, tritt auf und besingt die Eigenarten eines jeden Lagerbewohners. Diese fahrenden Gesellen führen uns dann hinaus in den Park, der vor dem Schlosse liegt. Dort bilden wir um den Stamm einer Linde einen Kreis und singen Schulter an Schulter unter nächtlichem Himmel das Lied: „Jetzt Schwestern eine gute Nacht“. Nachdem wir uns die Hände und aehen schlafen, um einem neuen Tag entgegenzuträumen. In dieser Weise haben wir mit kleinen Abweichungen im Tageslauf als Arbeitsdienstwillige der verschiedensten sozialen Klassen ein reiches halbes Jahr erlebt. Wir haben die Früchte des Feldes behackt, haben sie wachsen und reifen gesehen, und hatten, als die Maschinen die goldene Frucht schnitten, das Empfinden eines eigenen körperlichen Schmerzes. - An Sonntagen haben wir Wanderungen gemacht und auch einmal eine Grenzlandfahrt unternommen. In aller Frühe sind wir da in unserer einheitlichen Tracht „den blauen Staatskleidern“, wie wir sie nannten, auf schüttelnden Leiterwagen hineingefahren in das weite Land, der Grenze entgegen. In Guhrau, einer kleinen Stadt nahe der Grenze, wurden wir mit Musik empfangen. Die Straßen waren mit Fahnen geschmückt. Nach einer Morgenfeier in dem dortigen Gymnasium sangen wir vom Turm der Schule das Lied: „Kein schöner Land in dieser Zeit, als hier das unsre weit und breit“. Das Lied erscholl über den Dächern der Stadt und verhallte in der Ferne. Von Guhrau fuhren uns geschmückte Autos nach Tschirnau, einem kleinen Dorf an der polnischen Grenze. Die Dorfbevölkerung war auf der Straße versammelt und empfing uns als die Jugend Deutschlands, die zu ihnen gekommen war, voll Freude. Auf einer weiten Wiese hinter dem Dorf sprach der Mann, der an der Spitze der Bürgerwehr des Dorfes Bojanowo gegen die Polen gekämpft hatte, zu uns. Er sprach völlig frei, unter freiem Himmel mit einfachen Worten von dem Tag, da das deutsche Militär Bojanowo verließ und das polnische seinen Einzug hielt. Und wir alle fühlten, daß hinter dieser Schlichtheit der Worte des Mannes das große Erleben stand, das an unsre Herzen rührte. Nachdem wanderten wir zu dem Grenzpfahl, an dem der polnische Adler hing. Es war die Stelle, an der der gepflegte Teil des Weges aufhörte und der verwahrloste begann. Da war Polen. - Mit erhobenen Händen sangen wir dort das Deutschlandlied und gingen dann still zurück bis das Lied:

Nach Ostland geht unser Ritt,
Hoch wehet das Banner im Winde.
Die Rosse, sie traben geschwinde.
Auf, Brüder, die Kräfte gespannt,
Wir reiten in neues Land,

befreiend erklang. Und nach Ostland waren wir ja gezogen, um den Siedlern, dem lebendigen Grenzwall Hilfe zu leisten. Ja wir sind sogar in dem Dorf, in dem wir wohnten, zum Kulturträger geworden. Denn wir haben oft Abende veranstaltet, die Herz und Geist der Siedler erquickten. Auch wandten die Siedler bald die Ausdrücke an, die wir Arbeitsdienstwillige brauchten. So waren wir während des halben Jahres und werden es wohl für immer sein, eng verbunden mit Volk und Erde im Osten Deutschlands. Und als wir im Herbst am letzten Abend vor unserer Abfahrt in das Elternhaus unter dem weiten Himmel zum letzten Mal zusammen waren, da fiel eine Sternschnuppe mit einem langen, leuchtenden Schweif zu Boden.

Rektor Strecke zum 75. Geburtstage

Von Alfred Kosian

Nicht auf alle Menschen kann die Sonne der Anerkennung das strahlende Gold ihrer Huld schütten. Große Verdienste bleiben der Öffentlichkeit verborgen. Aber im engeren Ramm der Heimat wollen wir uns die Hände reichen und jenen Kränze winden, die die Unseren sind.

Am 7. April schicken darum alle guten Menschen aus Oberschlesien, aus der Grafschaft, aus Breslau und wohin sonst noch der Wellensang des Jubelglöckleins den Namen Strecke trägt, ihre Gedanken und Wünsche nach Oberglogau; denn Rektor Strecke wird 75 Jahre alt.

Und so zieht auch „Der Oberschlesier“ heute das Glockenseil der Freude und neigt sich mit seinen Freunden vor der Heldengröße eines aufrechten, liebevollen und starken Mannes.

Er ist - wie alles Gute - aus der Grafschaft zu uns gekommen, und alle guten Geister gebirgsbäuerlicher Einfachheit, Regsamkeit, Natürlichkeit, Ehrlichkeit und Bienenfleißes hatten ihm das Geleit gegeben. Und so blieb er sein Leben lang. - Ein echter Sohn seiner schlesischen Heimat: Bauer und Soldat, Geistesmann und Familienvater.

In diesem Quadrat seines Lebens wuchsen die Werke eines Mannes, der sich niemals einen arbeitsfreien Augenblick gegönnt hätte. Wir brauchen die Früchte seines Schaffens nicht einzeln zu nennen; denn schließlich gibt es überall Menschen, deren Lebensenergien die geistigen Pulse einer ganzen Stadt regen. Der Name Strecke bedeutet uns mehr: Begriff und Programm.

Und sein Leben ist tatgewordene Hingabe ans Vaterland, kampfgestählte Liebe zur oberschlesischen Heimat. Sein Name tönt nicht nur durch die Straßen seiner Heimatstadt, er dringt weit in die Lande. Und alle, die ihn kennen, schauen zu ihm auf.

Hoch oben steht er auf seinem Lebensbau, er, der Wundermann der Leistung, und setzt Stein auf Stein zum Kuppelbogen seines Werkes. Sein Scheitel berührt das große Licht. Für ihn ist es aber noch Sonne, noch nicht Abenddämmerung, Nachmittag, noch nicht Feierabend.

Seine Arme nähren sich noch stark von der Kraft des Erdenraumes und meißeln weiter an den Granitblöcken seines Schaffens. Im harten Schrittmaß der Arbeit ist sein Sinn vorwärts gerichtet auf die Meilensteine seines noch zu füllenden Pflichtenkreises. Und wenn er rückwärts schaut, dann wird er wohl kaum am Arbeitspfad seines Lebens einen vergessenen Meilenstein der Verantwortung und Pflichterfüllung entdecken; denn sein Leben ist von den Märchenjahren der Kindheit bis zur Silberreise der Schöpferkraft gefüllt mit strenger, harter und selbstloser Arbeit.

Darum kann er auch seelenstark nach dem Silberglanz des einmal aus der Dämmerung aufsteigenden Abendsternes Auschau halten. Erst dieser wird ihm den Feierabend bringen, gleichzeitig aber einen großen Morgen künden; denn „das ist des Menschen Ruhm, zu wissen, daß unendlich sein Ziel ist, und nie stille zu stehen sein Lauf. Nie sich alt zu dünken, bis man fertig ist, und nie fertig sein, weil man weiß und will, was man soll. Bis ans Ende stärker werden und lebendiger durch jedes Handeln, aus dem ewige Jugend und Freude entspringt. Dann sieht man lächelnd schwinden der Augen Licht und keimen das weiße Haar. Frisch bleibt auch der Puls des inneren Lebens bis ans Ende“.

Kardinal Erz- und Fürstbischof Dr. Bertram/Breslau 75 Jahre alt!

Unzweifelhaft gehört unser Kardinal Dr. Bertram zu den markantesten Kirchenfürsten des heutigen Deutschland. Aber sein hohes Amt hinaus nimmt er von jeher gerade auch an den heimatischen und künstlerischen Bestrebungen lebhaften und verständnisvollen Anteil; so gehört er seit etwa einem Jahrzehnt zu den Beziehern unserer Monatschrift, deren Wachsen er von Breslau aus mit herzlicher Anteilnahme verfolgt. Dies macht es auch unserem „Oberschlesier“ zur Pflicht, seines 75. Geburtstages zu gedenken und ihm zu seinem Ehrentage die Glückwünsche der ober-schlesischen Heimatforscher und Heimatfreunde zu übermitteln.

Lauwetter

Der Schnee zerrinnt, die Krähe flieht
Ostwärts in die weiten Wälder,
Und leises Frühlingsahnen zieht
Über Hügel, Bach und Felder.

Der Bauer pflügt. O Mutter Erde,
Nun leuchten wieder deine Saaten,
Und im Frühlingsrausch des neuen Werde
Streichst frischer Erdduft um die Raten.

Der Abend still. Das Herz so reich,
Ein letzter Glanz liegt auf der Au.
Die Amsel singt so voll und weich,
Ihr Lied ist milder Tau.

Von Herbert Ullmann

Morgen im März

Aber steile Dächer klingt
Morgenglockenton,
Und der weiße Nebel sinkt
Auf den Wiesen schon.

Dorniger Schlehen Blüten Schnee
Ist am Hang erwacht -
Alles kalte Winterweh
Nahm die Frühlingsnacht.

Erstes holdes Lärchenlied
Jubelt in die Luft,
Flur und Wälder überglüht
Barter Sonnenduft.

Auch mein Herz ist lenzbereit,
Jauchzt der Sonne zu;
Doch sein Frühlings allezeit
Bist, Geliebter, Du!

Von Luise Meineck-Grull

Mitteilungen / Bücherecke

Fotowettbewerb „Auch OÖ. ist schön!“

Vom Presse- und Volksaufklärungsamt der Provinzialverwaltung von Oberschlesien sind die Vorarbeiten für die Durchführung eines Foto-Preisausschreibens getroffen worden, das alle in- und außerhalb der Provinz vorhandenen Foto-Amateure zur Mitarbeit an der geplanten großzügigen Fremdenverkehrswerbung für Oberschlesien aufruft. Nachfolgend veröffentlichen wir die Bedingungen des Ausschreibens:

1. Teilnahmerechtigt ist jeder, mit Ausnahme der Berufsphotografen, der Preisrichter und ihrer Angehörigen. Letztere können außer Konkurrenz am Wettbewerb teilnehmen.

2. Die Wahl der Motive soll sich auf Oberschlesiens Landschaft, Volk und Begebenheiten erstrecken; sie ist im übrigen unbeschränkt. Ausschlaggebend für die Bewertung sind Originalität, künstlerische Form und fototechnische Eignetheit der Bilder. Sie sollen möglichst hochglänzend und nicht aufgezogen sein.

3. Die Größe der einzufendenden Bilder muß 10×15 cm betragen. Vergrößerungen von Aufnahmen sind gestattet.

4. Von jedem Wettbewerbsteilnehmer können bis 5 Aufnahmen eingesandt werden.

5. Die eingehenden Bildabzüge gehen in das Eigentum des Provinzialverbandes von Oberschlesien über; bei den mit Preisen ausgezeichneten auch die Negative und Vervielfältigungsrechte. Der Provinzialverband ist zur unbeschränkter Verwendung berechtigt.

6. Die Abzüge sind ab sofort bis spätestens zum 1. August 1934 unter dem Kennwort „Fotowettbewerb OÖ.“ an die zuständigen Gebietsbeauftragten (für Gleiwitz, Beuthen, Hindenburg: Stadtrat Pfeiffer / Beuthen OÖ, Bahnhofstraße 3; für Cosel, Gr.-Strehlig, Gutentag, Rosenberg: Oberinspektor Kuske, Zgorowka, Rt. Gr.-Strehlig; für Ratibor und Leobschütz: Dr. Winkler / Ratibor, Adolf-Hitler-Straße 9; für Neisse, Neustadt, Grottkau: Schulrat Bechem / Neisse, Städt. Verkehrsstelle; für Falkenberg, Oppeln, Kreuzburg: Regierungsbaumeister Eustrate / Oppeln, Nikolai-Straße 23) oder an das Presse- und Propagandaamt der Provinzialverwaltung von Oberschlesien in Ratibor, Landeshaus, einzureichen. Auf jedem Foto ist auf der Rückseite der Name

und die genaue Anschrift des Einsenders zu vermerken.

7. Das Preisrichterkollegium setzt sich zusammen: Landesrat Mermer / Ratibor; Gewerbeschulrat Bechem / Neisse; Landeskonservator Pick / Oppeln; Stadtrat Pfeiffer / Beuthen und Fotograf Glauer / Oppeln u. a. m.

8. Die eingesandten Bilder werden nach einer Vorprüfung und Vorprämiiierung durch die zuständigen Gebietsleiter und Gebietsbeiräte von dem Kollegium entweder angenommen oder abgewiesen. Eine Begründung für diese Maßnahme wird nicht gegeben und kann auch nicht verlangt werden. Die Entscheidung des Kollegiums ist unwiderruflich, die Beschreitung des Rechtsweges gegen die Entscheidung ausgeschlossen.

9. An Preisen sind ausgesetzt: Barpreise des Landeshauptmanns, der Industrie, Presse u. a. Stellen; ferner wertvolle Sachpreise und zahlreiche Trostpreise. Die Höhe der Barpreise wird im einzelnen noch bekannt gegeben.

Da die Aufnahmen schon jetzt an die zuständigen Gebietsbeiräte eingesandt werden können, wird zur eifrigen Mitarbeit aufgerufen. Darum, Fotoliebhaber, an die Front!

Unsere Künstler

Unser Landsmann, der Maler Ludwig Peter Kowalski / Breslau, ist vom Kulturamt der Deutschen Arbeitsfront in das Preisgericht des Wettbewerbs der deutschen Arbeitsfront für ein Wandbild berufen worden. Die Städte Rosenberg, Gleiwitz und Oppeln besitzen Wandmalereien dieses begabten Künstlers, dessen Werke unsere Zeitschrift des öfteren gewürdigt hat. (Vergl. u. a. über L. P. Kowalski den Aufsatz von Reinhold Conrad Muschler, in „Der Oberschlesier“, Januarheft 1926).

Oppelner Kunstausstellung

Die Kreisgruppe Oppeln des Kampfbundes für deutsche Kultur zeigte vom 18. 2. bis 4. 3. in der Turnhalle der Oppelner Berufsschule eine Ausstellung:

Werke alter Meister

Entartete Kunst

Werke lebender Künstler

und gab damit einen dankenswerten zeitgeschichtlichen Überblick. Das Museum der bildenden Künste, Breslau, stellte lebenswürdiger Weise eine knappe Schau von Werken der Malerei der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Verfügung, gute handwerkliche Leistungen: Wir betrachten gern einen Waldbach von Adolf Dreßler, ein Damenbildnis von Kreyer, aber wir vermissen doch die Träger und Führer dieser vergangenen Epoche, die Handwerk und Geist in ihren Werken zu vereinigen wußten, die Vorbild für die Jungen sein können. Das soll und darf kein Vorwurf gegen die Ausstellungsleitung sein, ist vielmehr eine Bitte gegenüber unserer Landeshauptstadt Breslau, gerade für eine obereschlesische Ausstellung das Beste vom Besten zur Verfügung zu stellen.

Entartete Kunst - Graphik der letzten zwanzig Jahre: Da ist kein Wort weiter hinzuzufügen. In der schollenverbundenen Kraft unserer führenden obereschlesischen Künstler steckt die Ablehnung. Von den Jungen, die in Oppeln ausstellten, begrüßen wir mit besonderer Freude Rudolf Rattner / Oppeln, Georg Weist und Gerhard Schwarzer / Neisse, deren Arbeiten eigenwillige Künstlerpersönlichkeiten ahnen lassen.

Zwei neue Abstimmungs-dramen

Seit Robert Kurpius „Schwarz-Weißen“ und Rudolf Fißels „Volk an der Grenze“ war es recht still geworden auf dem Gebiete des obereschlesischen Grenzlanddramas. Aber heute liegen mir zwei Manuskripte vor, die sehr wohl Beachtung verdienen.

Alfons Handuk / Gleiwitz schrieb „Obereschlesische Passion“ (Freiheit und Gerechtigkeit). Er geht von der richtigen Einsicht aus (wie Paul Heimann bei einer Kritik des Handukschen Werkes sagt), daß man es einem so breiten und ursprünglich epischen Stoffe gegenüber mit einer neuen Form versuchen müßte, und er schrieb eine „dramatische Chronik“. Damit verzichtete er von vornherein auf einen straffen architektonischen Aufbau und auf den natürlichen Mittelpunkt des Helden. In diesem Stück spielt das obereschlesische Schicksal selbst die Hauptrolle. Dieses Schicksal bricht

sich wie in einem Spektrum in den fünf Szenen dieses lebendigen dramatischen Versuchs. Es ist ein dramatisches Mosaik. Seine Bühnenfähigkeit wird es, wie jede neue Form, erst erweisen müssen. Hoffentlich findet sich bald ein Unternehmen, das diesen Versuch wagt. Das Stück beginnt mit einem diplomatischen Auftakt in Paris: „Pan Paderewski spielt vor“. Die Szene „Korfantys letzter Krieg“ ist ein Stück Geschichte aus dem Blickfeld des Alltags. „Land unterm Kreuz“ hat einen vorwiegend epischen Charakter, gegen das Ende bricht das Lyrische durch. „Die Glocken von Annaberge“ beginnen mit einer heiteren Komödienstimmung, die unversehens in den eindringlichen Rhythmus einer Litanei ausklingt: Vor allem Unheil - Bewahre uns o Herr! „Grenzziehung“ nennt sich die vierte Episode. Im Eingang wird die niederdrückende Stimmung vom Mai 1921 analysiert, bis mit dem Eintreffen der Grenzfestsetzungskommission das Schlußbild in einer derben Groteske noch einmal einen dramatischen Höhepunkt erreicht.

Josef Wiessalla / Oppeln schrieb „Volk auf Vorposten“. Sein Stück hat seinen Schwerpunkt nicht im Politischen, sondern im Menschlichen. Die Brüder Dostal stehen sich gegenüber - von denen nur der Deutsche aktiv vor uns tritt -: aber es ist nicht Cain, der aus dem Bruderblut schreit, sondern das schicksalhafte Leid der Kreatur, die nach großen ehernen Gesetzen handelt, handeln muß! Was Handuk in dem Gedicht „Die Gefallenen“ lyrisch anklängen läßt:

„Sie gingen ohne Kommando, ohne äußeren Zwang,
Ohne Frage nach Ruhm und Dank...“

wird hier zur dramatischen Paraphrase. Die Handlung ist von gradliniger Einfachheit. Selbst die hineinspielende Liebesgeschichte läßt den faden Beigeschmack gewollter Konstruktion vermissen, sondern zeigt auf, wie der Kampf um NS bis in die allerprivateste Sphäre eingriff. Dramaturgisch gesehen, ist der Aufbau des Stückes von geschlossener Einheitlichkeit. Alles in allem: das Hohelied des unbekannten Selbstschutzkämpfers ohne Pathos und Hurragefächel, erfüllt von dem hohen preußischen Gedanken der Pflichterfüllung bis zum Letzten!

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Sczodrok in Oppeln, Wilhelmplatz 4, zu richten.

... und
Tschauder
hat auch
gesiegt

... mit seinem Festhalten
an deutscher Wertarbeit
jetzt kauft die deutschbewusste
Bevölkerung Qualität

A. TSCHAUDER

Gegr.
1858

Möbelfabrik

Ratibor Adolf-Hitler-Str. 22
Gleiwitz Reichspräs. Pl. 3

Reklame-Schönhals
Klischees in allen Techniken
Entwürfe, Fotografien
fertig! Klischeefabrik Breslau
Reuschestr. 51
Tel. 56844



„Lest wieder Gedichte!“

Im Verlag

„Der Oberschlesier“ Oppeln erschien die
zweite Auflage des schönsten Lyrikwerkes
von Alfons Hayduk

Der königliche Bettler

Die Gedichte vom Heiligen Franz

Hermann Basse: „Stimmung und Gesinnung dieses
Büchels sind mir lieb.“ „Zum Schönsten, Innigsten
und Lebenswürdigsten neuerer Lyrik zähle ich diese
Gedichte.“ (Der innere Kreis) — „Wunderbar klin-
gende und schwingende Verse. Die Fülle des Glanzes,
der Duft des Frühlings, der Eifer der Armut, das
Lächeln der Demut, alles wird auch in jedem Leser
wach werden.“ (Unsere Heimat) — „Die ganze,
tieffeelische Eingabe eines echten Dichters spricht aus
den Versen, die ich als eine ernste Predigt an unsere
Zeit bezeichnen möchte.“ (Reißer Zeitung).

Umschlag und Druckanordnung

Paquita Kowalski-Tannert, Breslau
32 S. Preis brosch. 0,80 M., geb. 1.— M.

**Das Meßbuch jedes
Kirchenbesuchers**

SCHOTT

**Ausgaben für jedes
Alter, jeden Stand,
jeden Anspruch**

Von S.H. Papst Pius XI.

empfohlen

**In allen
Buchhandlungen**

Provinzialbank Oberschlesien

in Ratibor, Oberwallstraße 32, Ecke Schrammstraße / Fernruf 3961
Landesbank und Girozentrale / Mündelsichere und öffentliche Bankanstalt
unter Gewährleistung des Provinzialverbandes Oberschlesien, der ober-
schlesischen Stadt- und Landkreise, der kreisangehörigen Städte und der
größeren Gemeinden.

Depositen-, Kontokorrent-, Giro- und Scheckverkehr / Antauf, Verkauf sowie Aufbewahrung
und Verwaltung von Wertpapieren / Beforgung neuer Zins- und Gewinnanteilscheinbogen /
Vermietung von Schranzfächern / Nachtreisor / Antauf von Wechseln / Gewährung kurz-
fristiger Kredite gegen fassungsgemäße Deckung / Einziehung von Wechseln, Schecks sowie
Zins- und Gewinnanteilscheinen / Beforgung fremder Zahlungsmittel / Stellung von Akkre-
ditiven an Bank- und Börsenplätzen des In- und Auslandes / Ausstellung von Reisetkredit-
briefen / Gewährung von langfristigen Amortisationshypotheken auf ländliche Grundstücke.

Überweisungsverkehr nach allen Sparkassenplätzen Deutschlands

mit besonderer Einrichtung für Glüberweisungen.

Oberschlesische Stadtschaft

Öffentl.-rechtliche Kreditanstalt (Führung der Geschäfte durch die Provinzialbank Oberschlesien)
Gewährung von Hypothekendarlehen auf Wohngrundstücke.



Die größte Leistung zum niedrigsten Preis!

Kappel

MIT KOFFER UND ALLEN NEUERUNGEN RM. 234.-
Mit Koffer in vereinfachter Ausführung RM. 188.-
Maschinenfabr. Kappel G.m.b.H.
Chemnitz-Kappel.

der
große
Herder

Vieles wissen
und mit diesem
Wissen
etwas anfangen
wollen
lehrt der
Neue Lexikontyp!

Auskunft beim Buchhändler
oder bei Herder, Freiburg i.B.